

KODAK GRAY SCALE

C

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

.10

.20

.30

.50

.70

M

1.00

1.30

1.60

B

1.90

black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

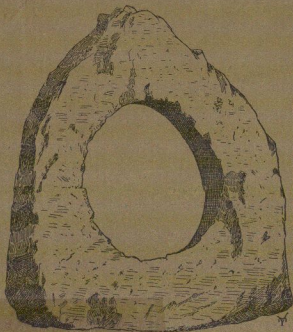
yellow

green

KODAK COLOR CONTROL PATCHES

These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.

Aus der Heidenzeit des braunschweigischen Landes



Mit 22 Abbildungen.

Don
Th. Boges

UB Braunschweig 84

2261-400-5



Aus der Heidenzeit des braunschweigischen Landes.

Von

Th. Boges.

Mit 22 Abbildungen.

Herausgegeben von dem Pestalozziverein des Herzogtums Braunschweig.



Hann. Antiquar.

Zeitung

Nummer von

N. 4. August.

Drucknummer, 8. 12. 1910.

Braunschweig

E. Appelhaus & Comp. G. m. b. H.

(Rud. Stolle & Gust. Roselieb)

1910.

Alle Rechte vorbehalten.



Druck von E. Appelhans & Comp. G. m. b. H. (Rud. Stolle & Gust. Kofelieb)
in Braunschweig.

Vorwort.

Um den fortwährenden Verwüstungen vorgeschichtlicher Altertümer entgegenzuwirken, genügen nicht allein Gesetze und Verordnungen, es muß vielmehr die Belehrung dazukommen; denn der Mensch hält nur das wert, was er kennt. Da nun solche Schätze der Vorzeit am meisten von Dorfbewohnern gefunden werden, von Pflügern und Waldarbeitern, von Steinlesern und Hirten, so muß ihnen und ihren Kindern die Wichtigkeit dieser Fundsachen klargemacht werden. Dazu sind in erster Linie meine Kollegen auf dem Lande berufen, und für sie ist dies Büchlein geschrieben. Die einzelnen Kapitel sollen — so habe ich mir gedacht — zur Belebung des Unterrichts in der Heimatkunde und in der Geographie und Geschichte des Landes an den geeigneten Stellen eingefügt werden, wie ich das des Weiteren in einem Aufsätze, den ich in Nr. 10 unseres Schulblattes vom 1. April 1910 veröffentlichte, klargelegt habe. Wünschenswert ist dazu eine der prähistorischen Wandtafeln, wie sie für die Provinzen Sachsen und Hannover erschienen sind. Von Segen würde es auch sein, wenn das eine oder andere Kapitel künftig in unseren Lesebüchern Aufnahme fände, und auch als Grundlage weiterer Belehrung an Unterhaltungsabenden für die Gemeinde kann es Nutzen schaffen. So könnte manch Stück gerettet werden, was sonst wohl der Zerstörungslust zum Opfer fällt. Außerdem werden solche Mitteilungen dazu beitragen, daß Dorf und Flur den Kindern noch mehr ans Herz wachsen, sie werden die Anhänglichkeit an die Heimat fördern helfen.

Für die leihweise Überlassung von Holz- und Zinkstöcken zur Ausstattung des Büchleins mit Abbildungen bin ich den Herren vom Vorstande der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, sowie dem Herrn Geh. Archivrat Dr. P. Zimmermann zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Möge das Büchlein seinen Zweck erfüllen: der Vorgeschichte Freunde erwecken, zum Schutze der Altertümer anregen und die Liebe zur heimischen Scholle stärken!

Wolfenbüttel, Sommerferien 1910.

Th. Voges.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	III
Zur Einführung	1
1. Die ältesten Spuren vom Dasein des Menschen <i>Hindst.</i>	3
2. Von alten Steingeräten <i>Mordrum, Grolshay, Darsenung</i>	5
3. Die Lössensteine	8
4. Wie man früher das Getreide mahlte <i>Saffm. Meintmüßlau.</i>	12
5. Der Hoch von Evesen	14
6. Der fahrende Händler <i>Mordrumst. wtl.</i>	15
7. Die Bronzewarenniederlage am Regenstein <i>Juraburg.</i>	20
8. Die Opfergabe der Mutter <i>Mörsen = Rastburg.</i>	21
9. Spinnwirtel	24
10. Der Wippstein bei Gr. Steinum	27
11. Perlen. <i>Offen.</i>	28
12. Italisches Bronzegefäß in unserem Lande <i>Rhofen, K. Klein, Waidst.</i>	30
13. Der Urnenfriedhof von Wolfenbüttel. <i>Wampfungsdorf</i>	33
14. Wulferi	35
15. Die Hünensteine von Benzingerode	38
16. Vorgeschichtliche Wüstungen <i>Offen. Langsalabau</i>	40
17. Der Galgenberg bei Kl. Vahlberg	43
18. Die Krimmelburg <i>Rustling.</i>	47
19. Über das Alter des Dorfes Watenstedt am Hees	50
20. Zwei Lehrer als Förderer vorgeschichtlicher Kunde	54
21. Eine Ausgrabung	55
22. Wie man vorgeschichtliche Altertümer behandeln soll	57
23. Ein kurzer Überblick über die Vorgeschichte. <i>Jahreszeiten</i>	59



Zur Einführung.

Wohl kein Saal in den Museen, kein Zimmer in den Sammlungen wird von den Besuchern in kürzerer Zeit betrachtet als der Raum, in dem sich die vorgeschichtlichen Sachen befinden. In und auf Schränken stehen unansehnliche Töpfe von grauer und brauner Farbe; in Glaskasten liegen Hämmer und Äxte aus Stein, ungeschäftet, so daß man nicht begreift, wie sie überhaupt benutzt werden konnten; da hängt fremdartiger Schmuck aus Bronze, ehemals goldglänzend, jetzt mit Grünspan bedeckt; da sind allerhand verrostete Eisensachen unerklärlicher Form. Warum werden diese Dinge, die noch dazu oft beschädigt, zerbrochen sind, hier aufbewahrt? Teilnahmslos geht der Besucher vorüber und betrachtet mit größerem Interesse die griechischen Vasen, die italienischen Majoliken, die Waffen und Geräte des Mittelalters.

Und doch haben jene unansehnlichen und so nüchtern aussehenden Gegenstände einen großen Wert! Es sind Zeugen längstvergangener Jahrhunderte, Urkunden, die uns über die Kultur der Vorzeit Aufschluß geben. In den Büchern beginnt unsere Geschichte mit den Angriffskriegen der Römer, mit Ariovist und Armin, vielleicht auch mit den Cimbern und Teutonen, aber was liegt vor dem? War das Land unbewohnt, oder war es von germanischen Stämmen besiedelt? Und wie lebten diese unsere Vorfahren? Was trieben sie?

Auf diese und auf so viele andere Fragen gibt kein römischer, kein griechischer Schriftsteller Antwort, keine Chronik bringt Kunde davon, selbst die Sage ist stumm. Kein Name tönt aus jener fernen Urzeit zu uns herüber, von keiner Heldentat, keinem Abenteuer hören wir erzählen — versunken und vergessen! Davon schweigen auch die Überreste aus dieser vergangenen Zeit, jene Gefäße und Geräte; von Kriegsfahrten und Heerzügen wissen sie nichts, aber über Sitten und Lebensweise der Altvordern, über ihre Arbeit, ihren Handel, ja selbst über ihren Glauben geben sie wertvolle Auskunft. Also nicht Geschichte im gewöhnlichen Sinne lernen wir, wohl aber Kulturgeschichte.

Um freilich deutliche Bilder aus jener Zeit ziehen zu können, genügt nicht nur die Betrachtung der in den Museen aufbewahrten Schätze. Es ist ja noch mehr erhalten, was nicht in die Säle gebracht werden kann, die Gräber, nicht nur die großen Steinfammern, sondern auch die Steinkisten, dazu die Erdburgen und Ringwälle.

Wer also möglichst umfassende Auskunft über die vorgeschichtlichen Zustände haben will, muß zum Wanderstab greifen und Zeichenblock und Notizbuch einstecken. Dann gilt es die Hünenburgen aufzusuchen, über gepflügtes Land zu laufen, um Scherben aufzulesen; einsame Feldwege müssen begangen werden, um alten Heerstraßen nachzugehen, und mancher Knecht oder Hirt muß nach Flurnamen und Sagen ausgefragt werden.

Dabei ist der Besuch der Museen anderer Länder notwendig, ebenso wie die fortgesetzte Kenntnisaufnahme dessen, was in der Nähe und Ferne erforscht wird.

Was nun durch solche Arbeit in den Sammlungen und Bibliotheken, was auf Streifzügen und Wanderfahrten zuwege gebracht wurde, immer mit dem Zwecke, die Kultur jener alten Zeit zu ergründen, soll auf den folgenden Blättern in schlichten Worten wiedergegeben werden.



1. Die ältesten Spuren vom Dasein des Menschen.

Es gab eine Zeit, die aber weit vor aller Geschichte liegt, da hätte ein Mensch in der Absicht den Brocken zu besteigen, sich so ausrüsten müssen wie heute etwa der Bergsteiger, der einen Alpengipfel erklettern will, denn das ganze Gebirge mit all seinen Tälern und Vorbergen war mit Eis bedeckt. Wer dann aber die Kuppe erreicht und seinen Blick zum Tiefland gewandt hätte, würde auch hier nichts gesehen haben von Tannenwäldern und grünen Bergweiden, nichts von Dörfern und Mühlen, sondern immer nur Schneefelder und Eisflächen. Es wäre ein Ausblick gewesen nicht unähnlich dem, den heute die Payerspitze in Grönland gewährt, von der das Auge über die gewaltigen Gletscher der großen Insel schweift; die Landschaft lag öde da wie das Gestade der Vergessenheit; die mächtigen Eismassen, die sich von den skandinavischen Gebirgen über die Gebiete der heutigen Nord- und Ostsee hin weithin nach Süden erstreckten, hatten jedes Pflanzen- und Tierleben vernichtet.

Aber diese Eiszeit war Schwankungen unterworfen. Einmal, wahrscheinlich mehrere Male, traten Zeiträume größerer Wärme ein, in der vom Südrande dieses gewaltigen Gletschers das Eis abschmolz; später schob es sich dann wieder vor, bis es endlich ganz zurückging. Felstrümmer aus den nordischen Gebirgen, die der Eisstrom mitgeführt hatte, blieben liegen, und das zermahlene Gestein bedeckte als Grundmoräne den Boden, der noch von den Schmelzwässern durchflossen wurde. Dem weichenden Eise aber drangen allmählich Pflanzen nach, zunächst Moose und Flechten, es entstand eine Tundra, wie sie heute in den nördlichen Gebieten von Rußland und Sibirien ist; da stellten sich auch Tiere ein, Lemminge, Eisfische, Schneehasen und ihre Genossen, die heute die Ebenen am Ob und Jenissei bevölkern. Später, als das Klima noch wärmer wurde, begannen Grasfluren, untermischt mit einzelnen Waldbeständen, den Boden zu überkleiden, die Tundra ward zur Steppe, in der Springmäuse ihr Wesen trieben und das Ren weidete, in der aber auch der Auerochse umherschweifte und das gewaltige Mammut samt seinem Genossen, dem Rhino-

zeros. In diese Steppenwelt tritt nun auch der Mensch ein, wahrscheinlich vom Rheine her, wo ein milderes Klima sein Dasein ermöglicht hatte, und obwohl Jahrtausende seitdem vorübergegangen sind, haben sich doch noch Spuren von ihm erhalten.

Über zerklüfteten Gipsfelsen bei Thiede lagert lehmiger Sand und sandiger Mergel, und hier in einer Tiefe von etwa 8 m fanden sich neben Knochen von Lemmingen und Rentieren Kohlen von Kiefern und einige zubehauene Feuersteingeräte, insbesondere ein Schaber, und diese geringfügigen Sachen sind die ältesten von Menschenhand gearbeiteten Gegenstände des nordharzischen Hügellandes. Wiewohl sie bei den Resten von Tieren der nordischen Tundra lagen, so darf doch daraus nicht geschlossen werden, daß der Mensch ihr Zeitgenosse gewesen ist, denn die Schichten hier sind nicht mehr ungestört, wie ja das bei der Grundmoräne



Abb. 1.

Feuersteinschaber
aus dem Gips-
bruche bei Thiede.

unausbleiblich war. Wie aus anderen Funden und Beobachtungen hervorgeht, gehört der Schaber nämlich der Schicht der Steppentiere an. Der Mensch ist also ein Zeitgenosse nicht nur des Rehs und des Auerochsen, sondern auch des Mammuts und des Rhinoceros gewesen.

Der Schaber, der hier gefunden wurde, ist ein länglicher Feuerstein, eigens zugeschlagen, und hat gedangelte Ränder. Er diente zum Ausweiden der Tiere und zum Abschaben der Knochen, mit ihm wurden die abgezogenen Häute von den Haaren befreit und geglättet, wie dies Eskimos und Grönländer noch heute mit ähnlich geformten Steinen tun.

Noch einige andere bearbeitete Flintsteine wurden dort bei Thiede aufgenommen.

Beim Anblick dieser kunstlosen Geräte drängt sich uns die Frage auf: Wie lebte in jener fernen Zeit der Mensch? Was trieb er, um sein Leben zu fristen? Es ist nur wenig, was uns die Thieder Funde und gleichzeitige Überreste aus anderen Gegenden kundtun. Außer jenen Flintsachen gab es noch zugerichtete Geräte aus Knochen und Hirschhorn. Scherben von Tongefäßen hat man noch nicht gefunden. Viehzucht und Ackerbau lagen noch in weiter Ferne, nicht einmal den Fischfang scheint man betrieben zu haben. Das einzige Mittel zum Lebensunterhalte war die Jagd und vielleicht noch das Sammeln von Beeren und Wurzeln. Vor allem sind die damaligen Bewohner des Landes Jäger gewesen.

Bei der gewaltigen Größe des jagdbaren Wildes, des Urelefanten, des Nashorns, bei der Schnelligkeit des Hirsches, der

überlegenen Kraft des Höhlenbären und Urstieres reichten die einfachen Waffen der Jägerhorden zu einer erfolgreichen Jagd nicht aus. Man mußte das Wild wohl mit Fallgruben überlisten. Da, wo es fiel, wurde es zerwirkt, die einzelnen Teile schaffte man nach der Lagerstelle, um sie am offenen Feuer zu braten. Die Röhrenknochen wurden zur Gewinnung des Markes aufgeschlagen. Diese Art der Jagd gab reichlich Gelegenheit zur Betätigung von Kraft, Geschicklichkeit und Mut, denn leicht konnte es sich ereignen, daß das verfolgte und angegriffene Wild selbst zum Angreifer wurde. Dazu mußte der Jäger sich der großen Räuber unter den Tieren erwehren, die ihrerseits auch Anteil an der Jagdbeute haben wollten.

Aus dieser Zeit stammt das besprochene Werkzeug; dies Stück aus der frühesten Menschheitsgeschichte steht am Beginne unserer Kultur. Mit so kleinen, unscheinbaren Geräten beginnt die Reihe der von Menschen erdachten Hilfsmittel, an deren Ende heute die von Dampf und Elektrizität getriebenen stählernen Werkzeuge stehen.

2. Von alten Steingeräten.

Auf seinem über das dunkle Gewölk heranstürmenden Wagen steht Donar, in der nervigen Faust den kurzstielligen Hammer; weit ausholend wirft er mit starkem Schwunge die Waffe in die vor ihm sich aufstürmenden Wolken, es blüht und fracht und donnert; zurückfliegt der Hammer in die Hand des Gottes, immer bereit zu neuem Wurf. Kunstfertige Zwerge sollen ihn geschmiedet haben.

Und so, wie die Edda ihn darstellt, lebte dieser Odinssohn gewiß auch in der Vorstellung der Germanen Jahrhunderte früher. Aber in dieser Urzeit schwang der Gott nicht den eisernen Hammer, sondern den mächtigen Steinhammer.

Denn es gab eine Zeit, und sie liegt weit vor aller geschriebenen Geschichte, da kannte unser Volk weder Silber noch Gold, weder Kupfer noch Eisen. In jedes Mannes Händen waren Werkzeuge aus Knochen und Horn, vor allem aus Stein. Aus Stein waren nicht nur die Ärte und Hämmer, sondern auch die Sägen, sogar die Bohrer. Mit dem Messer aus Feuerstein zerteilte die Frau das Fleisch, mit der Pfeilspitze aus Flint holte der Mann den Vogel aus der Luft oder streckte das fliehende Wild nieder.

Mit der Steinart hieb er die Bäume des Waldes, um sich sein Haus zu zimmern, mit dem Hohlmeißel aus Diorit höhlt der Schiffer den Eichenstamm aus und schuf sich so sein Boot.

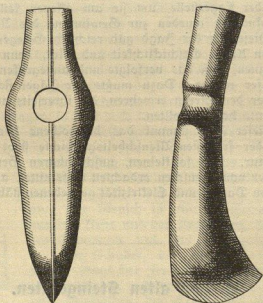


Abb. 2.
Hammerart von Wazum.

In unseren Tagen, wo die Technik so entwickelt ist, wo dem Handwerker die feinsten Geräte zu Gebote stehen und ihm Dampfkraft und Elektrizität helfen, ist es schwer zu verstehen,



Abb. 3.
Hohlmeißel von Halsäter.

wie Menschen mit Stein etwas zustande bringen konnten. Und doch ist das möglich gewesen, wie Versuche gezeigt haben. Auf der Insel Fünen lebte der dänische Kammerherr Sehested, ein eifriger Sammler und Altertumsforscher. Den gesamten Grund

und Boden seines Stammgutes Broholm durchsuchte er mit rühmlicher Sorgfalt Zoll für Zoll nach den Resten des Altertums.

Dieser Mann hat nun auch den Versuch gemacht, ein hölzernes Haus zu errichten nur mit den Werkzeugen und den Hilfsmitteln, welche den Menschen in der späteren Steinzeit zu Gebote standen. Der Erfolg war ein überraschend günstiger. Mit einer im Gebiete von Broholm gefun-

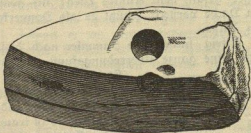


Abb. 4.

Durchbohrte Art von Bornum bei Borslum.

denen Feuersteinart fällt ein Arbeiter in 30 Arbeitsstunden 63 Bäume von 20 cm Durchmesser und 60 solcher von 9 cm Stärke, und die Art war nach Beendigung der Arbeit vollkommen unbeschädigt. Nur mit aufgefundenen Feuersteinwerkzeugen wurden die Stämme behauen, zerschnitten, gebohrt und mit Holznägeln zusammengefügt, und so wurde ein ganz brauchbares Holzhäuschen zustande gebracht ohne Verwendung der geringsten Spur von Metall. Es war also den Menschen jener frühen Zeit schon möglich, sich eine viel gemüthlichere Einrichtung zu schaffen, als man gewöhnlich annimmt.

Von diesen Steingeräten hat sich noch eine Menge hinübergerettet in unsere Tage. In den Museen und Sammlungen liegen ganze Reihen davon, und immer noch werden mehr gefunden. Sie liegen in der Ackerkrume, unterm Waldmoose oder im Torfmoore. Auf manchen Feldern sind sie in solcher Zahl anzutreffen, daß der Gedanke nicht abzuweisen ist, hier mußten ehemals in zerstreuten Hütten die Leute aus der Steinzeit gewohnt haben. Ja, an manchen Stellen, so in der Nähe von Quellen, an Bächen, auf Höfen über dem Bruchlande, sind sie so häufig anzutreffen, daß man den Eindruck gewinnt, man stehe auf der Stätte einer vorgegeschichtlichen Siedelung.

Mancher, der solch ein Stück Altertum erblickt, geht achtlos vorüber, hat doch einmal ein Landmann gesagt: Nach solch einem Dinge hüde ich mich nicht, wenn es da auf dem Wege liegt! Viele aber heben doch das merkwürdig geformte Stück auf, der eine benützt es als Uhrgewicht, ein anderer als Schleifstein für seine Messer, ein dritter gar als Keil beim Holzspalten.

Es gibt auch Leute, die diesen Steinen eine größere Bedeutung zumessen: Staub oder Sand von ihnen abgeschabt und ins Trinkwasser getan, heilt krankes Vieh; ins Fenster gelegt oder unter dem Dache versteckt, schützt es als Donnerkeil Haus und Hof vor dem Blitze.

Eifrig suchen die Sammler nach diesen Sachen. Mancher bietet seine ganze Überredungskunst auf, um einem Schäfer eine Steinart abzulocken, mancher läuft stundenweit durch Wald und Feld, wenn es gilt, einen neu aufgefundenen Meißel zu erwerben. Ja, es ist traurig zu vermelden, aber leider Gottes wahr, mancher ist sogar zum Spitzbuben geworden. Ich kannte einen biederen Mann, dem hätte man Geld und Gut anvertrauen können, er hätte nicht einen roten Heller veruntreut, aber wo er eine Streitart witterte, mußte man auf seiner Hut sein. Einmal kam er in ein Dorf und fragte nach. Ja, wurde

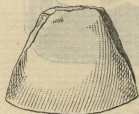


Abb. 5.

Kleine Art von Bornum
bei Börßum.

ihm gesagt, der Bauer Soundso hat so ein Ding im Obstbaume liegen, weil er meint, er trüge dann mehr Früchte. Der Sammler machte ein pffiffiges Gesicht und ließ sich den Garten zeigen. Tags darauf hatte sich die Steinart wunderlicher Weise in einen Dachstein verwandelt; der Baum jedoch nahm das weiter nicht übel, sondern trug im Herbst so viel Obst, daß man seine Zweige stützen mußte.

Ein andermal hörte er von einer alten Frau, die ihre schmutzige Wäsche zusammenzubinden pflegte und das Bündel dann in den Teich legte; als Anker benutzte sie dazu eine große, durchbohrte Steinart. Auch hier fand dann eines guten Tages ein merkwürdiger Wandel statt: die Art war fort, aber das Wäschebündel saß an einem Barnsteine fest. Stehlen heißt retten! sagte der Sammler schmunzelnd und zog mit seiner Beute wohlgenut ab.

3. Die Lübbensteine.

Der Elm und seine Vorlande sind reich an geschichtlichen Erinnerungen. In der mächtigen dreitürmigen Bendiktinerabtei St. Peter und Paul oberhalb Königsutter ruht der Kaiser Lothar von Süpplingenburg mit seiner Gemahlin neben seinem Schwiegersohne. Von der kleinen Stadt an der Lutter zieht

die Heerstraße ostwärts weiter nach Helmstedt, an dessen Universität, deren zierlicher Turm leicht emporsteigt, Männer wie Giordano Bruno, Hermann Conring und Georg Calixt lehrten. Bevor der Wanderer durch das hoch aufragende Neumärker Thor die Stadt betritt, kommt er an einem bedeutungsvollen Orte vorüber. Schon von ferne erblickt er einen Hügel, dessen Rücken unregelmäßig gelagerte Steinmassen krönen. Wenn am Spätnachmittage die Sonne das Gewölk durchbricht, so heben sich die Blöcke, scharf beleuchtet, von dem drohenden Regenhimmel ab: ein überaus malerisches Bild!

Wer dann in stiller Abendstunde den Hügel selbst betritt, wenn ringsum die Glocken den Tag zur Rüste läuten, der fühlt im Angesichte der mächtigen Blöcke, daß er an einer geweihten Stätte steht. Hünengräber sind es, die sein Auge fesseln. Das erste ist nur noch in kümmerlichen, ungewissen Resten erhalten, das andere, wenn auch geschädigt, ist noch soweit erhalten, daß Plan und Aufbau klar zu erkennen sind.

Steinblöcke, ins Rechteck gestellt, es stehen wohl noch sechs aufrecht (ehemals waren es 24 oder noch mehr), schließen einen Raum ein, in dem sich die eigentliche Grabkammer erhebt. Auch sie ist rechteckig und wird von elf Steinen gebildet, von Trägern, auf denen ehemals gewaltige Decksteine ruhten, die aber jetzt größtenteils herabgestürzt oder zerbrochen sind, nur drei sind noch erhalten. So war eine Kammer gebildet, die innen 7 m lang und 1,85 m breit war.

In uralter Zeit, es mag damals gewesen sein, als Abraham, der Hirtenfürst, auszog aus den Gefilden am Euphrat, um das gelobte Land zu suchen — es kann auch noch früher gewesen sein — blühte in dieser Gegend eine angesehenere, kräftigere Familie. Ihr Haupthof lag am Fuße des St. Annenberges neben den Teichen. Ringsum breiteten sich ihre Äcker aus, und weithin erstreckten sich ihre Weiden mit zahlreichen Herden. In der Nähe und Ferne lagen Nebenhöfe, deren Inassen ihnen zinspflichtig waren. Hand- und Spanndienste mußten sie dem Herrn leisten und im Herbst ihnen nicht nur Korn, sondern auch Kühe und Federvieh liefern.

Dieser Herrenfamilie nun waren die Gräber ihrer bislang verstorbenen Angehörigen nicht großartig genug, mit der erworbenen Macht standen die unscheinbaren Grabstätten nicht im Einklang, und darum beschloß der Herrscher für sich und seine Lieben ein bedeutungsvolles Erbbegräbnis zu erbauen, damit ihr Name nach Jahrhunderten noch im Gedächtnis der Nachkommen bliebe.

Da wurden denn auf Geheiß des Herrn, wenn sonst in Hof und Feld keine eilige Arbeit zu verrichten war, besonders in der Winterzeit, die schweren Blöcke, die in der Nähe des Haupthofes, wie auch weiterhin auf Äckern und Triften herumlagen, herangeschleift und aufgerichtet.

Besondere Schwierigkeiten machte das Herausschaffen der schweren Decksteine, und es bleibt ungewiß, auf welche Weise die Leute damals, denen doch unsere Hilfsmittel nicht zu Gebote standen, dies bewerkstelligt haben. Aber sei es nun, daß sie eine Erdausschüttung als schiefe Ebene benutzten, sei es, daß sie dies mit Hilfe von Schnee und Eis fertig brachten: genug, das schwierige Werk kam zustande.

An der einen Schmalseite der Kammer war ein Zugang vorgesehen, der durch aufeinandergetürmte Steine verschlossen werden konnte.

In diese Grabkammer brachte man die Leichen der verstorbenen Angehörigen des vornehmen Geschlechtes. Die Männer wurden angetan mit ihrer kriegerischen Kleidung, geschmückt mit Gehängen von Hauern und Wolfszähnen, die Steinwaffen gab man ihnen in die Hand. Die Frauen trugen ihre Prachtgewänder, am Halse Ketten von Bernstein, an Armen und Füßen Ringe von Knochen oder Elfenbein.

In feierlichem Zuge wurden die Abgeschiedenen aus dem Hause der Lebenden ins Haus der Toten geführt. Mancher Leichnam wurde sitzend auf die Steinwand gelehnt, andere wieder in ausgestreckter Lage zur letzten Ruhe bestattet. Gefäße, reich verziert und mit Speise und Trank gefüllt, stellte man umher, damit es den Toten nicht fehle an der Wegkost auf der Wanderung ins Jenseits.

Lange Zeit diente die Steinkammer als Grab. War endlich der dunkle Raum gefüllt, so schob man die Reste bei Seite oder packte sie aufeinander, um Raum zu schaffen für die Leichen der jüngst Verstorbenen.

Und einmal, nach Jahrhunderten, kam der Tag, wo man den Letzten seines Stammes dahintrug, wo das Grab für immer verschlossen wurde. Andere Geschlechter kamen auf, die andere Grabgebräuche hatten.

Und wieder nach langer Zeit wurden auch die alten Höfe verlassen, die Wohnungen verfielen, die Dächer stürzten ein, und einsam lagen die Hünenbetten da.

Verklungen sind die Erinnerungen an die Helden, vergessen die Namen der gefeierten Frauen, die Totenklage ist verhallt. Kein Lied, keine Sage meldet von ihnen.

Dann ergriff der Wald wieder Besitz von der Höhe, und Baumriesen warfen ihren Schatten auf das alte Gestein. Sie brachen endlich im Sturme zusammen, andere wuchsen auf und wurden auch wieder alt und morsch, und immer neue kamen hoch. Und dann, nach Jahrhunderten, erklang die Art, und der Wald wurde gelichtet. Mönche erschienen am heiligen Quell, Kapellen und Klöster wurden gegründet, und über die weiten Fluren erklang zum ersten Male der Glockenton. Aus Siedlungen und Dörfern entstand die Stadt Helmstedt. Lösssteine nannten die Umwohner die alten Gräber und bezeichneten damit wohl das Große und Ungewohnte der Steinfamern*). Am Fuße des Hügels gründete der Rat der Stadt im Jahre 1500 das St. Annen-Hospital nebst einer Kapelle, und seitdem hieß die Höhe nach jener heiligen Frau, der Großmutter des Herrn, der St. Annenberg.

Als dann die Universität gegründet wurde und gelehrte Männer in die Stadt einzogen, wandten manche von ihnen ihr Augenmerk auch den Lösssteinen zu. Hermann Conring hielt sie für Werke der Giganten, die vor der Sintflut in dieser Gegend gewohnt hätten. Denn, sagt er, durch gemeiner Menschen Hände hätten die großen Steine unmöglich dahin geschafft, dazu in die Höhe gebracht und aufeinandergelegt werden können. Aber bereits im Jahre 1714 traf Caspar Calvör, der Verfasser eines großen Werkes über die Altertümer Niedersachsens, das Richtige, wenn er die Steine von Helmstedt für ein heidnisches Grabmal hielt, darunter einer oder auch wohl mehrere große heidnische Helden, die etwa in einem daselbst gehaltenen Treffen geblieben, begraben liegen.

Heute ist es still auf der Höhe, und der Fremdling, der hier Umschau hält, wird nicht gestört in seinen Betrachtungen. Halme und Blätter schwanken im Abendwinde, und vom Marienkloster verhallt leise der Abendglockenton über die Zeugen einer längst untergegangenen Welt.

Möchten doch diese Steine, die Reste unseres ältesten Bauwerkes, vor weiterer Zerstörung bewahrt bleiben!

*) Die Bedeutung des Namens ist immer noch zweifelhaft. Im Mittelniederdeutschen bedeutet lübben so viel wie zaubern; darnach hätte man diese Felsblöcke als Zaubersteine angesehen.

4. Wie man früher das Getreide mahlte.

Es gibt Arbeiten, die seit Jahrtausenden ausgeführt wurden und die auch noch in der fernsten Zukunft betrieben werden müssen. Alle Herbst aufs neue bricht der Pflug die Erdschollen um, und immer wieder wird der Flach zu Garn gesponnen. Diese und andere Tätigkeiten bleiben, aber die Art und Weise, wie sie ausgeführt werden, hat sich gewandelt und wird noch weiter geändert werden. Jetzt durchziehen die blanken Scharen des Dampfpfluges den Boden, und die Maschinen haben die schnurrenden Spinnräder auf die Bodenklammern verbannt.

Auch das Mahlen der Brotfrucht ist eine seit den ältesten Zeiten geübte Arbeit. Als die Menschen die nährnde Kraft des Weizens und der Gerste kennen lernten, war es auch nötig, die Körner in Mehl zu verwandeln.

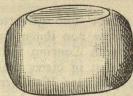


Abb. 6.

Kornquetscher von Hessen
am Fallstein.

Wer in unseren Tagen in eine mit Turbinen und Motoren ausgerüstete Mühle tritt und einen Blick in das großartige Getriebe wirft, wer das Geräusch der Räder, das Säusen der Walzen, das Auf und Ab der Riemen beobachtet, der wird es erklärlich und glaubhaft finden, wenn er hört, welche gewaltige Massen hier täglich geliefert werden. So ist z. B. die Leistungs-

fähigkeit der Neustadtmühle zu Braunschweig auf täglich 20000 Kilogramm Roggen- oder Weizenvermahlung und ebensoviel Schrotvermahlung zugeschnitten. Aber diese Achtung gebietenden Anlagen haben eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich; sie sind ursprünglich aus ganz bescheidenen Anfängen hervorgegangen. Wie haben denn unsere Vorfahren, ehe Wind und Wasser die Wellen und Achsen zum Drehen brachten, ihr Korn gemahlen? Darüber geben alte Funde Auskunft.

Da liegt im Graben, der Weg und Feld trennt, ein faustgroßer, breitgedrückter Stein, es ist ein Rollkiesel. Seine Oberfläche, sonst rauh, zeigt oben und unten eine völlig glattschliffene Fläche. Das ist ein Reibstein, der in der Vorzeit zum Zerreiben und Zerquetschen der Körnerfrüchte gedient hat. Natürlich gehörte eine Unterlage, ein Bodenstein, dazu. Auch solche sind noch vorhanden. Hier und da auf ehemaligen Wohnplätzen und Herdstellen, in Steinhäufungen über alten Gräbern, ja in den Gräbern selbst, wie auch in den Pfahlbauten sind sie gefunden. Es sind Granitblöcke von 30 bis 50 cm Länge, bald

mehr, bald minder ausgehöhlt, weshalb sie denn auch von den Findern gern als Tröge unter Dachrinnen oder als Futterinäpfe für die Hühner benutzt werden.

Beides gehörte zusammen: der Kiesel mit den glatten Reibflächen und der muldenartige Bodenstein, mehr war zum Mahlen nicht nötig. Frauen und Kinder besorgten diese täglich sich wiederholende Arbeit, darum finden sich Mühlsteine als Beigabe nur in Frauengräbern. Es mochte dabei wohl nicht selten zerriebener Stein mit ins Mehl kommen, das tat jedoch nichts, denn „Sand scheuert ja den Magen rein!“

So haben die Menschen viele Jahrhunderte ihr Mehl zubereitet, wie sie ja auch mit den einfachsten Mitteln ihr Garn gesponnen haben.

Dann erfand der nie rastende Sinn der Menschen eine Verbesserung. Man schlug sich zwei richtige, runde Mahlsteine zu von 12 bis 16 cm Höhe und 40 bis 50 cm Durchmesser. Der Bodenstein lag fest, während der obere Stein, der Läufer, um eine Spindel, die durch die Mittellöcher beider Stücke ging, gedreht werden konnte. Solch ein paar Mahlsteine sind am Drachenberge im Elm gefunden.

Diese Handmühlen sind noch lange im Gebrauch geblieben, auch dann noch, als man schon das fließende Wasser als Triebkraft benutzte. Die Franken waren es, welche in Deutschland die von den Römern überkommenen Wassermühlen einführten, und ihr König Karl, der ja ein tüchtiger Wirtschaftler war, hat den Vorstehern seiner Höfe auch die Fürsorge für Mühlen vorgeschrieben. Manche Mühle kann darum auch ihren Stammbaum bis in die karolingische Zeit zurück verfolgen, und einige von ihnen, wie die in Nordhausen und Halberstadt, bewahrten in dem Namen „Kaisermühle“ eine Erinnerung an den fränkischen Eroberer.

Außerdem haben auch die Benediktiner bei uns viele Wassermühlen eingerichtet. In ihren Klöstern ließ sich neben Schulhäusern, Keller und Kornspeichern auch ein klapperndes Mühlrad hören, denn aller Bedarf zum Lebensunterhalt mußte in des Klosters nächster Nähe bereitet werden, damit es den Mönchen nicht notwendig falle, in die Ferne zu schweifen.

Durch die Kreuzfahrer sind dann später die Windmühlen aus dem Orient zu uns gekommen.

5. Der Hoch von Evesen.

Im Südwesten des Dorfes Evesen liegt ein runder Hügel von etwa 7 m Höhe, auf dem eine prächtige Linde steht. Er ist, wie man sofort wahrnimmt, künstlich aufgeworfen. Ein Riese, so erzählt die Sage, habe hier Halt gemacht und von seinen Schuhen den Dreck abgekratz, dadurch sei der Hoch entstanden. Andere wissen nichts von Riesen, sondern sagen, in dem Hügel stecke ein goldener Sarg, und wenn diese Überlieferung, die sich an so manche vorgeschichtliche Stätte knüpft, dies alte Denkmal als das Grab eines mächtigen Mannes und reichen Herrn kennzeichnet, so möchte sie wohl recht haben. In der That haben sich viele Hügel von ähnlicher Form und Größe als Gräber erwiesen, und es ist wahrscheinlich, daß der Hoch die Reste einer oder mehrerer Leichen bedeckt. Gar mannigfach sind solche Hügelgräber eingerichtet. Zuweilen sind Steinblöcke aufgerichtet und aneinander gereiht, um eine Kammer zu bilden, oder die Wände sind aus Mauern aufeinander geschichteter Steine hergerichtet. Manche dieser Räume sind dann durch quer übergelegte Platten geschlossen oder durch eine Art Steinwölbung zugedeckt. In einem Hügel hat man auch ein aus Eichenstämmen und Bohlen aufgeführtes Grabhaus gefunden. Diese Räume bargen dann die Leiche, oft auch mehrere Tote. Die Skelette sind ja freilich meist zergangen, geblieben aber sind die Beigaben, die liebende Sorge den Verstorbenen mitgegeben: Ärte und Feuerstein, Beile und Dolche aus Bronze, Ringe und Nadeln aus Gold. Und damit neben den Schmuckstücken auch Speise und Trank nicht fehle, standen stattliche Gefäße und zierliche Henkeltöpfe dem Toten zur Seite, welche die Wegkost enthielten.

Ob solche Sachen oder ähnliche Stücke der Hoch von Evesen birgt, wer vermag das zu sagen! Vielleicht deutet aber doch die Überlieferung von dem goldenen Sarge auf wertvolle Beigaben hin.

Dem früher einmal geäußerten Wunsche, Nachgrabungen zu veranstalten, haben die Bewohner nicht nachgegeben. Damit haben sie ganz recht getan. Zwar hat ja jeder Altertumsfreund das größte Interesse, zu erfahren, was der Hügel birgt, aber der Wissenschaft wäre vorläufig weit mehr damit gedient, wenn die Mühen und Kosten, die auf solche Arbeit verwendet werden müßten, dazu gebraucht würden, um die dem Untergang geweihten Urnenfriedhöfe sachgemäß zu untersuchen. Ruhig und ungestört ruht dort der alte Häuptling, oder wer es sonst gewesen sein mag, in seinem Steingrabe, während Jahr für Jahr durch die rastlose Bestellung des Bodens die Urnenfelder immer mehr ver-
wüßt werden.

Möge die alte Linde noch manches Jahr rauschen über dem alten Heidengrabe; wir müssen der Nachwelt, die Fragen aufwerfen wird, die wir heute nicht ahnen, auch noch Aufgaben übrig lassen!

Runde, hochgewölbte Hügel, die sich schützend über Tote decken und zugleich ein sichtbares Denkmal für sie bilden, sind zu verschiedenen Zeiten und an vielen Stellen der Erde errichtet worden. Sie finden sich in Südrußland, wo die Steppenflüsse langsam zum Schwarzen Meere ziehen, und gehen durch bis zu den Landschaften am Tajo und Guadalquivir oder bis zu den Felsenküsten Scandinaviens. Achilleus führte für seinen Freund Patroklos einen Grabhügel auf, wie Alexander über Hephästion, und nordische Männer schufen, wie das Beowulflied singt, ihren Schlachthelden den Hügel als Grabmal:

Drauf gruben und häuften die Gautischen Helden
Einen Hügel am Berghange, hoch und breit,
Den Wogendurchseglern weithin sichtbar,
Und zimmerten fertig in zehn Tagen
Des Schlachthelden Grabmal.
Sie vergruben im Hügel den ganzen Hort,
Gold und Gestein.

6. Der fahrende Händler.

Vor dem Dorfe, abseits von den übrigen Gehöften, lag ein einzelnes Haus. Es war an einem Herbstabend, und die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten die weißgetünchten Wände; aus dem Eulenloche wirbelte der Rauch, ein Zeichen, daß die Hausfrau am Herde stand. Auf dem Tische im Gemache waren Teller und Schalen gestellt, auch Brot und Schinken lag bereit. Bald waren die Hausgenossen beisammen und labten sich am Hirsebrei. Von draußen her ertönte Gefläß. Was nur der Hund hat! rief der Vater. Einer der Knaben lief hinaus, kam zurück und meldete: Ein fremder Mann steht vor dem Hofe mit einem beladenen Karren! Der Vater stand auf und trat vor die Thür. Der Fremde rief ihn sogleich in lebhafter Weise an: Guten Abend, Heidebauer! Lebt Ihr noch? Kann ich bei Euch wiederum mein Quartier nehmen? Jetzt erkannte auch der Wirt den fahrenden Mann, es war ein Fremdling aus der Gegend am Main, da, wo durch den Fluß die alte furt ging, ein Händler, der mancherlei Ware führte: Schwerter, Ringe, Scheiben und Ketten, alles aus schimmernder, gleißen-

der Bronze. Es waren Sachen darunter nützlich und nötig für die Männer, aber auch Schmuck für die Frauen, darum war er gern gesehen, und so rief ihm der Hofherr zu: Laßt Ihr Euch auch wieder einmal blicken? Bringt Euren Kram nur herein und stellt das Tier in den Stall! Ihr kommt gerade zur rechten Zeit, eben hat die Mutter das Essen aufgetragen! Der Fremde zog seinen Karren auf den Hof, schirrte das Roß ab und brachte es in den Stall, den Karren schob er unter das Schauer; zwei Körbe nahm er jedoch mit in das Haus. Was ist darin? fragten die Knaben, die mit helfen wollten. Das sollt Ihr nachher sehen! sagte der Mann. Nun wurde er an den Tisch genötigt, ließ sich den dampfenden Hirsebrei gut schmecken und begann zu erzählen nicht nur von Wind und Wetter, von Wegen und Stegen, sondern auch von Fahrten und Abenteuern, und aufhorchend hingen die Leute, besonders die Knaben, an seinem Munde. Dann holte er die Körbe aus der Ecke und packte aus dem Stroh und Heu seine Sachen aus. Wie leuchteten die Augen der Frau und der Tochter, wie sorgsam prüften Vater und Sohn die Geräte! Der Vater brauchte diesmal nichts, doch trug er Begehr nach ein paar flachen Scheiben, die wohl als Riemenschmuck, als Pferdezierat, seinem Schimmel nicht übel anstehen würden. Der Sohn hatte eine Kette von Perlen im Auge; er wußte im Dorf eine Jungfrau, die Tochter vom Steinhofe, das wäre ein Geschenk für das Mädchen! Und die Hausfrau brachte eine zerbrochene Fibel an und wünschte sich eine neue dafür, und Nähnadeln müsse sie auch wieder haben, die Jungen rissen ja so viel Zeug entwei! Ja, Nadeln hatte der Fremde noch, aber Fibeln — ganz neue Muster — seien ansgegangen, doch könne er in den nächsten Tagen solche beschaffen. Die Tochter des Hauses hatte schon längst einen Armschmuck, einen Armring, mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet und ihn probeweise aufgeschoben. Ja, wenn sie damit beim nächsten Feste unter der Linde zum Tanz antreten könnte! Für Dich habe ich noch was Besonderes! sagte der Alte und holte aus einem Säcklein eine Kette hervor, die aus Bronzeröhrchen bestand, zwischen welche rundliche Perlen von weißlicher und bläulicher Farbe geschoben waren. Was ist das? fragten sie, während das Mädchen mit leuchtenden Augen das kostbare Schmuckstück besah. Das sind Glasperlen! antwortete der Händler, Glasperlen, die kommen weit her. Ich traf in Thüringen bei der Erphesfurt durch die Gera mit Kaufleuten zusammen, die aus dem Donaulande kamen; diese haben mir die Stücke abgelassen. Die Perlen stammen aus einem Lande, das liegt jenseits des Meeres (er

meinte Ägypten), und seefahrende Männer haben sie an das Ufer gebracht, an dem die hohen Berge — die Alpen — aufsteigen. Es ist eine weite Reise von dem Lande bis hierher! — Und was wollt Ihr für dies Perlenhalsband haben und was für die anderen Stücke? fragte nicht ohne Besorgnis die Mutter. Der Händler fragte nach Stücken feiner Leinwand, nach Pelzen von Wölfen, nach Fellen von Rindern und Schafen, nach feiner Wolle. Sie feilschten und handelten lange miteinander, die Tochter flüsterte mit der Mutter, der Sohn mit dem Händler, aber es war vorläufig keine Einigung zu erzielen. Nun, meinte der Mann, Ihr habt Zeit, Euch das zu überlegen. Ich ziehe morgen erst ein Stück weiter, den Bach hinauf, wo mich der alte Bergbauer erwartet. Bald komme ich zurück, dann kehre ich wieder bei Euch ein. Die fremden Stücke wurden noch oft in die Hand genommen, immer wieder geprüft und bewundert, bis endlich der Bauer, der Hausvater, mahnte, heute ein Ende zu machen, morgen sei auch noch ein Tag. Der Händler tat seine Waren wieder in die Körbe, trug sie sorgfältig in die Seitenkammer, wo ihm sein Lager bereitet war.

Am anderen Morgen zog er mit seinem Karren weiter, weniger aber, um den Bergbauer zu besuchen, als seine Vorräte, die stark auf die Neige gegangen waren, zu ergänzen. Nicht ferne von dem Dorfe, wo er vordem genächtigt hatte, lag abseits vom Wege, da, wo das Sumpfland an die Wiese stößt, ein Haufen mächtiger Steine. Es war eine Grabkammer gewesen, noch standen ein paar Blöcke aufrecht, von anderen, größeren überlagert; wilde Rosen und Schlehen waren dazwischen aufgewachsen. Für einen Menschen, der die Einsamkeit liebte, war dies ein erwünschter Platz, denn selten kam jemand hierher; besonders wurde aber abends der Ort gemieden. Einige meinten, es ließe sich da ein Mann sehen, der trüge seinen Kopf unterm Arme; andere erzählten, es hucke da einem was auf, das müsse man bis zum Dorfe tragen. Darum ging hier in der Dämmerung nur ungern jemand durch, später kam gewiß niemand mehr. Dieses alte, verrufene Grab war dem fremden Manne ein willkommenes Ding; hier konnte er neue Waren, die sein Tier nicht mehr fortschaffen konnte, vor der Hand verstecken; hier konnte er zerbrochene Stücke aufspeichern, um sie notdürftig selbst zu flicken oder sie zum Einschmelzen weiter zu geben. Dies verfallene Haus der Toten war zur Anlage eines Magazins wie geschaffen; ein paar große Töpfe, ein paar Bronzegefäße, vollgepackt mit allerlei Kleinfram, ließen sich hier vortrefflich verscharren und leicht wieder hervorholen. Hier konnten sie jahrelang sicher lagern;



Abb. 7.



Abb. 8.

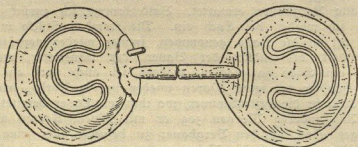


Abb. 9.

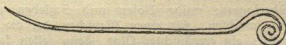


Abb. 10.



Abb. 11.



Abb. 12.

Abb. 7, 8: Sichelmesser; Abb. 9: Brillenfibel; Abb. 10: Nadel;
Abb. 11, 12: Ringe aus dem Bronzefunde von Watenstedt.

wenn er aber ja später nicht wieder zurückkehren sollte, so konnte es dem eigenen Sohne oder sonst einem Genossen nicht schwer werden, den auffallenden Ort wiederzufinden, um die versteckten Schätze zu heben. Hierher lenkte denn auch an einem der nächsten Abende der Fremdling Pferd und Karren, schirrte das müde Tier los und ließ es grasen, er selbst machte sich daran, das Vergrabene zu heben. Er kroch durch Busch und Steinwerk, klopfte auf den Boden, stieß eine lange Bronzenadel in die Erde und räumte dann an der Stelle den Sand fort. Bald kam er auf das gesuchte Gefäß, das er vollends freilegte und heraushob. Dafür stellte er einen Topf mit zerbrochenen Gegenständen und mit älteren Stücken, die ihm zurückgegeben waren, wieder in die Erde. Der Sicherheit wegen nahm er die Bronzenadel und führte sie auch noch an einer anderen Stelle in den Boden, bald merkte er, daß ein zweites Gefäß noch vorhanden war. Beruhigt stellte er das neu ausgehobene auf den Karren und zog ab.

Als er nun wieder bei seinem Gastfreunde erschien, konnte er den Leuten dort nicht nur die gewünschten Stücke, sondern auch noch ganz neue Sachen vorzeigen. Und wieder ging das Besehen, das Fragen und Handeln an, bis denn doch jeder seinen Wunsch erfüllt sah. Der Vater nahm die Zierscheiben für sein Roß, die Mutter erhielt außer den so notwendigen Nadeln eine große, neue Fibel, die Tochter hing sich voll Stolz und Freude die Perlenkette um, und der Sohn trug behutsam den erstandenen Halschmuck davon. Der Knabe, der doch auch was haben mußte, bekam ein kleines Messer mit einem Ring am Stiele, so daß er es immer bei sich tragen konnte. Der Händler aber packte Leinwandrollen, Pelze und was ihm sonst noch zugefallen war, auf seinen Karren, bedankte sich und knallte mit der Peitsche. Die Hausgenossen riefen dem abziehenden Manne noch zu, er möge im nächsten Jahre wiederkommen!

Aber wiewohl er zustimmend nickte, ist er doch nicht wiedergekommen, auch nicht sein Sohn, noch sonst jemand. Wohl erschien nach längerer Zeit ein anderer fahrender Mann mit Bronzewaren und Glasperlen, von jenem aber und seinem versteckten Magazine wußte er nichts.

Die Schätze in dem alten Steingrabe blieben ungehoben, Regen und Sonnenschein, Winterstürme und Frühlingswinde zogen darüber hin, aber niemand kam, um nachzugraben. Die Steine wurden lange, lange Zeit darnach fortgeschafft, die Weide in Ackerland verwandelt, aber immer noch ruhten im Boden sicher die Töpfe. Eines schönen Herbsttages sollte vier-spännig gepflügt werden, da riß die Schar die Gefäße in die

Höhe, und im goldenen Sonnenscheine lagen die Bronzegewinde, die Nadeln, samt den Sicheln und Knöpfen. Die Knechte meldeten es dem Herrn, der sehr erfreut war und sorgfältig Stück für Stück heraussuchen ließ. In seinem Arbeitszimmer wurden die Funde ausgestellt und von Nachbarn und Verwandten angestaunt. Es kam aus der großen Stadt auch eilends ein Händler zugereist, der den alten Kram kaufen wollte, aber er wurde schroffe abgewiesen. Als aber ein Altertumsfreund kam, um die Sachen zu prüfen, zu messen und zu zeichnen, wurde ihm solches gern gewährt, und verwundert horchten die Leute auf, als er ihnen vermeldete, diese Sachen seien rund 2500 Jahre alt. Sie sind etwa zu der Zeit in die Erde gesenkt, als Cyrus im fernen Osten mit den Jungen in seiner Hirtenheimat Soldaten spielte, wenn nicht schon vorher, und sie waren schon vergessen, als in Rom der letzte König verjagt wurde.

Der Besitzer aber hat ein gutes Werk getan und den ganzen Schatz dem Museum übergeben. Nun kann die Mit- und Nachwelt erkennen, was für Geräte die Alten hatten und wie sie sich schmückten.

7. Die Bronzewarenniederlage am Regenstein.

Wenn ehemals fremde Händler mit ihrem Vorrathe unser Land durchzogen, hatten sie gewiß manchmal, abgesehen von der Unsicherheit der Gegend, auch wohl über die schlechte Beschaffenheit der Wege zu klagen. Es ist gewiß öfters vorgekommen, daß das Pferd den vollbeladenen Karren endlich nicht mehr weiterbringen konnte oder daß das Maultier unter seiner schweren Last zusammenzubrechen drohte. Wem aber sollte der Fremdling die Ware, die er gern seinem Tiere abnahm, überlassen? Wohl mochte hier und da ein redlich befundener Mann wohnen, den er von seinen früheren Fahrten her kannte und der gewiß das bei ihm niedergelegte Gut getreulich bewahrte, wenn er aber durch eine Landschaft fuhr, wo er nirgends einen Unterschlupf finden konnte, was dann? Da war es das geratenste, seine Waren der verschwiegeneu Erde anzuvertrauen, und so suchte er Verstecke, um neu eingeführte Sachen vorläufig zu bergen und auch alte, zerbrochene und untauglich gewordene Stücke zurückzulegen. Später konnte das alles wieder hervorgesucht werden, die neuen Gegenstände, um sie zu verkaufen, die schadhafteu, um sie auszubessern oder umzugießen.

Wirklich ist dann, als die Umstände günstiger waren, mancher Schatz gehoben, es ist aber auch vorgekommen, daß er in seinem Versteck liegen blieb. Vielleicht kam der Mann nicht wieder, auch nicht sein Sohn oder wem er sonst Kunde gegeben hatte; vielleicht war der Ort nicht wieder aufzufinden, genug, treulich bewahrte ihn die Erde, Jahrhunderte gingen vorüber, ohne daß jemand ihn hob, bis endlich ein Zufall ihn weder ans Tageslicht brachte.

Soldi ein versteckter Vorrat kam ums Jahr 1852 am Regenstein zum Vorschein.

Ungefähr 200 Schritte vom östlichen Ende der Feste erhebt sich in halber Höhe der nördlichen Abdachung eine Klippenpartie, die Himmelspforte, wie sie von den Leuten gewöhnlich genannt wird. Der Abhang ist hier sehr steil, völlig unwegsam, und man kann die Stelle nur durch mühsames Hinabklettern erreichen. Damals nun jagte ein Mann aus dem benachbarten Derenburg, der Holzhauer Klamroth, Kaninchen. Er verfolgte ein angeschossenes Tierchen, das in seinen Bau flüchtete. Bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß der Schlupfwinkel eine Höhle bildete, die eine große Menge von bronzenen Waffen und Werkzeugen enthielt. Es waren verschieden geformte Äxte und Hämmer, auch ein länglichrunder Ring war dabei und ein großer Klumpen, der aus eingeschmolzener Bronze bestand.

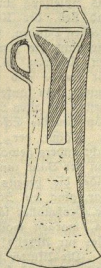


Abb. 13.
Bronzeart aus dem
Versteckfunde am Re-
genstein.

Leider blieb der Fund nicht beisammen. In jener Zeit kam es nicht auf wissenschaftliche Erforschung solcher Vorkommnisse an, sondern auf Erwerbung von merkwürdigen Funden, und so gerieten die Sachen in die Hände von Liebhabern solcher auffallenden Sachen und gingen allmählich verloren. Nur einige Stücke sind mit Sicherheit dieser Fundstätte zuzuweisen.

8. Die Opfergabe der Mutter.

Neben der Bank unter der Linde im Hofe saß die Mutter und hütete ihr Kind, das neben ihr spielte. Dann und wann ließ sie die schützenden Hände los, um zu sehen, ob es auch heute

wieder allein stehen könne. Ja, der Kleine stapfte schon ganz sicher an der Bank her und hin, konnte sich auch wieder aufrichten, wenn ihm das glänzende Steinchen entfallen war. Die Mutter sah leuchtenden Auges dem Treiben zu. Jetzt nahm sie das Spielzeug und legte es auf den Schemel, der nahe stand, und sieh, der Kleine ließ die Bank los und ging mit vorgestreckten Händen, sein Steinchen zu holen, die Mutter brauchte gar nicht die Arme sorgend auszubreiten. Dann gar trat er den Rückweg an. Die junge Frau wußte sich nicht zu lassen vor Freude und rief gegen das Haus gewendet: Wölfin, der Junge kann laufen! In der offenen Thür erschien das runzelige Gesicht der alten Schaffnerin, und auch die Jungmagd steckte ihren Kopf um die Ecke, und abermals rief die Mutter: Siehst du es, Wölfin, der Junge kann laufen! Und sicher, als ob es nicht anders gewohnt war, lief das Kind vom Schemel zur Bank, von der Bank zum Schemel. Über das Gesicht der alten Wulfhilde, die bereits ihrer Herrin Amme und Wärterin gewesen war, ging ein Schimmer von Freude, und sie rief: Wenn das die Großmutter sähe! Da nickte die junge Frau und antwortete: Ja, morgen wollen wir hin, wie wird sie sich freuen! Rüste alles zur Abreise! Und die Alte ging.

Die Mutter saß noch eine Weile und spielte mit dem Knaben. Dann, als er müde wurde, begehrte er auf ihren Arm. Da trug sie ihn ins Haus, legte ihn auf sein Lager und deckte ihn zu. Sie schickte die Jungmagd ins Zimmer, das Kind zu behüten, und wandte sich, Vorbereitungen für den anderen Tag zu treffen, dann ging sie noch zum nachbarlichen Gehöfte, das an der Berglehne lag.

Als sie wieder ins Haus trat, kam ihr die Schaffnerin entgegen: Fraue, das Kind gefällt mir gar nicht, es ist so unruhig; die Großmutter muß wohl noch warten, ehe sie die Schritte ihres Enkels sieht! Die Mutter eilte ans Lager, da warf sich der Knabe hin und her, seine Händchen waren heiß, das Gesicht glühte. Ratlos war die Frau und sah Hilfe heischend die Alte an. Die Jungmagd ist schon fort, kühles Wasser zu holen aus dem Quell im Eichgrunde! meldete diese. Die Jungmagd kam, die Mutter tauchte Tücher in das kalte Wasser und legte sie auf die Stirn des Kindes. So saßen die Frauen und achteten auf den Atem des Kleinen. Der warf sich hin und her, trat die Decke zurück und stöhnte. Die Zeit verrann, endlich schien das Fieber nachzulassen, das Kind schlief ein.

Aber am anderen Morgen lag es matt und teilnahmslos da. Gegen Mittag nahm es die Mutter auf den Arm und ging mit der kleinen Last unter die Linde. Es sah wohl den weißen

Schmetterling gaukeln im Sonnenschein, aber haschte nicht danach. Die Mutter versuchte es einmal, es wieder an die Bank zu stellen, doch die Beinchen vermochten heute nicht, es zu tragen. Sein buntes Spielzeug von gestern ließ es liegen und verlangte nur wieder auf den Arm der Mutter.

Und das blieb so lange Tage und Wochen, Angst und Sorge lag auf den Gesichtern der jungen Frau und der Schaffnerin. Immer fränkter wurde das Kind, so manches Mittel auch die Alte aus dem Vorrath ihrer Säcklein hervorholte, so manches Kraut sie auch nächtens im Walde pflückte und heilenden Trank daraus bereitete — es wurde nicht besser.

Die Mutter litt unsäglich, der Mann war ihr genommen vor kurzem, im Kampfe mit heutigetägigen Landfeinden war er gefallen, sollte sie jetzt das Kind auch hergeben?

Eines Abends war es, als sie unvermerkt an den Herd trat, wo die Wölfin ihres Amtes waltete. Da hörte sie, wie diese zu einer anderen Alten sagte: Wenn das Laub der Linde sich gelb färbt, wenn der Herbstwind mit den Blättern sein Spiel treibt, dann wird unserem Kinde der Holzstoß errichtet werden!

Da wurde das Herz der Mutter von großem Weh erfüllt. Still trat sie wieder zurück und ging in die Kammer, die ihre Gewänder barg, wo auch ihr Schmuck wohl verwahrt lag. Vor der großen Truhe kniete sie nieder und suchte das Täschchen hervor, in welchem, umhüllt von einem feinen Gewebe, drei goldglänzende Armringe steckten; ihr Mann hatte sie ihr einst mitgebracht, als er von weiter Reise zurückgekehrt war, sie waren ihr Stolz und ihre Freude. Jetzt griff sie die Kleinode, senkte sie in die Tasche ihres Gewandes und eilte hinaus in den Garten. Sie durchschritt die wohlbekannten Wege und gelangte über die Wiese in den nahen Wald. Eine Eiche breitete ihre Zweige aus über einem Steinsitz. Hier hielt sie an, hob die Hände empor zum gläsernden Sternenhimmel: O freie, du Allerbarmerin, die du den Menschen wohlthun willst, ihre Schmerzen lindern, ihre Angst nehmen, rette mein Kind! Diese Gabe, gering gegen deinen glänzenden Schmuck, doch mir lieb und teuer, opfere ich dir! Siehe sie gnädig an und laß mir mein Kind! — Dann löste sie den Dolch aus ihrem Gürtel und grub ein Loch in die Erde, da, wo die Wurzeln des mächtigen Baumes weit ausgriffen, drückte stumm die Ringe an die Lippen und legte sie hinein. Dann deckte sie rasch die Erde darüber, trat sie fest und warf etliche trockne Blätter darauf. Noch einmal sah sie empor, da glänzte es am Nachthimmel auf, ein leuchtender Stern fuhr hernieder und sprühte in Funken auseinander. Da erglänzten die Augen der Frau im Himmelslichte, gläubig, danker-

fällt sah sie empor, ein Hoffnungsstrahl war ihr ins Herz gedrungen. Nun eilte sie zurück, kniete am Bettchen des Kindes nieder und barg ihr Gesicht in den Kissen. Und es war, als ob die Zuversicht der Mutter sich dem Kinde mittheilte, es

wurde besser mit ihm, die Augen blickten allmählich wieder klarer, seine Kraft wuchs von Tage zu Tage, und als der Herbst ins Land kam, konnte es sich nach den Äpfeln bücken, die der Wind vom Baume geworfen.

Die Gabe blieb liegen, getreulich bewahrte sie die Erde, und die Eiche hütete sie Jahrhunderte lang. Dann wurde auch sie mit den anderen Bäumen gefällt, und der

Pflug zog seine Furchen über den uralten Waldboden wieder manches Jahrhundert, bis einstmals beim Tiefpflügen der Schatz herausgerissen wurde. Da lagen nun im hellen Sonnenlichte die Ringe, jetzt freilich nicht mehr goldig, wie damals, sondern mit glänzend grünem Roste bedeckt. Hastig nahmen die Knechte sie auf und betrachteten neugierig die fremdartigen Reifen. Der Hofherr, der dazukam, steckte sie ein und legte sie als Merkwürdigkeit auf seinen Schreibtisch, bis sie endlich ihren Platz im Museum fanden.

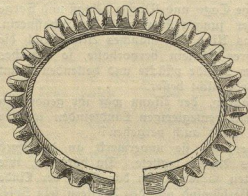


Abb. 14.

Ein Bronzering aus dem Opferfunde von Mönche-Vahlberg.

9. Spinnwirtel.

Von den Geräten und Werkzeugen, die der vorgeschichtliche Mensch in Haus und Hof nötig hatte, um seine Arbeiten ausführen zu können, kann heute niemand mehr etwas gebrauchen. Ganz ausgeschlossen sind die Sachen aus Metall. Wer würde jetzt mit einer Bronzeart Bäume fällen? Wer mit einer eisernen Schere von altertümlicher Form schneiden? Etwas anders steht es mit den uns noch erhaltenen Resten aus der Steinzeit. Mancher hat so ein Ding sich doch nutzbar zu machen gewußt. So diente ein breiter Meißel einem Landmann als Schleifstein für sein Rasiermesser, und er war nur schwer zu be-

wegen, ihn herzugeben. Ein anderer hatte eine schöne, durchbohrte Axt als Gewicht an seine Wanduhr gehängt. Aber auch zu derberer Arbeit sind sie gut. Kommt da eines Abends ein Sammler durch ein Dorf und sieht einen Arbeiter auf seinem Hofe einen Baumstamm spalten, statt eines eisernen Keiles benutzt der Mann wirklich einen echten Steinkeil. Der Wanderer traut seinen Augen nicht; doch, es ist ein richtiger, alter Keil. Er hält dem Arbeiter einen Vortrag, bittet und bettelt um den Stein, der Holzhacker jedoch will ihn nicht hergeben, sondern behauptet, er sei viel praktischer und brauchbarer als die gewöhnlichen eisernen Keile. Erst nach langen Verhandlungen kam der Kauf zustande, und stolz zog der Sammler mit dem geretteten Schatze nach Hause.

Selbst die Urnen haben hier und da ganz eigenthümliche Verwendung gefunden. In einigen Gegenden Deutschlands werden sie als Milch- oder Farbetöpfe benutzt, oder sie dienen zur Aufbewahrung von Eiern oder Getreide. In einem Dorfe bei Tondern in Schleswig-Holstein verwertete eine praktische Hausfrau einen Totentopf zum Aufbewahren des Schwarzsauers, eine andere benutzte eine Urne jahrelang als Einmachetopf und trennte sich ungern davon, obwohl man ihr ein neues Gefäß als Ersatz dafür gab.

In der Lausitz ist unter den Landleuten noch jetzt der Glaube verbreitet, daß die Totentöpfe Glück bringen. Ein Sammler erwarb einst von einer Frau eine Urne, worin sie ihr Geld aufbewahrte. Nur ungern und nur gegen eine gute Entschädigung gab sie diese Sparbüchse fort. Nach einiger Zeit jedoch kam sie wieder und forderte ihr altes Gefäß mit den Worten zurück, seitdem sie den Topf aus dem Hause gegeben habe, sei das Glück von ihr gewichen. Der Sammler suchte ihr den Aberglauben auszureden, bot ihr noch eine Zulage von Geld, doch es war alles vergeblich. Mit schwerem Herzen mußte er der Frau ihren Glückstopf wieder überlassen.

Doch das sind nur vereinzelte Vorkommnisse. Im allgemeinen schenkt man den alten Sachen wenig Aufmerksamkeit, man läßt sie liegen oder gibt sie den Kindern als Spielzeug. Ein Stück jedoch wird gerne aufgehoben und mitgenommen, das ist der Spinnwirtel, eine kleine, oft flachgedrückte Tonkugel, die in der Mitte durchbohrt ist. Man verknüpft sie zu Hause mit dem kleinen Keller- oder Holzstallschlüssel, damit dieser nicht so leicht verloren gehen kann, weshalb die Wirtel jetzt meist Schlüsselsteine genannt werden. Zwar sind nicht alle alt, die meisten — es sind die hartgebrannten und glasierten — stammen aus dem Mittelalter oder gar noch aus späterer Zeit, viele aber, die aus unge-

schleimtem Ton hergestellt und nicht glasiert sind, können als vor-
geschichtliche Erzeugnisse angesehen werden. Manche von ihnen
haben, bald in der Mitte, bald mehr dem einen Ende zu, einen
schärferen Rand, manche haben umlaufende Riefen oder sind mit
eingedruckten Ringeln oder Grübchen verziert.

Diese kleinen Dinger oder Trubelheiner, wie sie eine Frau
in Bortfeld einmal nannte, wurden ehemals allgemein und wer-
den auch jetzt noch in manchen Ländern zum Spinnen benutzt.
Denn ehe man die wagerecht liegende Spule hatte, die durch das
mit den Füßen getriebene Rad in schnurrende Bewegung gesetzt
wurde, hielten die Spinnerinnen in der Rechten die Spindel,
einen Holzstab von etwa 20 cm Länge, der im unteren Teile et-
was verdickt war und hier den Wirtel trug. An der oberen
Spitze war eine Kerbe eingeschnitten oder ein Hafen angebracht.

Hier wurde der mit der Linken aus dem Flachse heraus-
gezogene Faden befestigt, und dann setzte die rechte Hand die
frei herunterhängende Spindel in drehende Bewegung, deren
Schnelligkeit durch den Wirtel noch vermehrt wurde. War nun
der Faden lang genug gesponnen, so lang, daß die Hand die
Spitze der von ihr sich fortwährend entfernenden Spindel nicht
mehr erfassen konnte, so wurde er losgehaßt, um die Spindel ge-
wickelt, und dann begann die Arbeit von neuem, die einen sehr
zarten Faden liefern konnte. Der Spinnrocken steckte während-
dessen entweder in der Erde oder im Gürtel.

Diese Spindel gehörte zum täglichen Arbeitszeug der Frau,
mit ihr saß sie abends auf der Bank vor der Haustür, mit ihr
hantierte sie beim Schein des Herdfeuers und erzählte dabei den
aufhorchenden Kindern Märchen. Die Spindel wurde ihr mit
in das Grab gegeben oder mit auf den Holzstoß gelegt, der ihren
Leib in Asche verwandeln sollte. Das Stäbchen ist vergangen,
aber der Wirtel ist geblieben, ein Zeugnis von dem Fleiß und
der Kunstfertigkeit unserer Frauen der Vorzeit.

Jahrhunderte hindurch ist die einfache Form dieses uralten
Gerätes dieselbe geblieben. Die römische Welt ging unter, und
neue Reiche erstanden auf ihren Trümmern, die mittelalterlichen
Waffen zu Schutz und Trutz hatten den Donnerrohren Platz ge-
macht, die Uhren waren erfunden, Gutenbergs schwarze Kunst
hatte sich über Europa verbreitet, aber immer noch schnurrte die
Spindel, wie sie es bei den Mägden der Thusnelda getan, noch
immer spannen die Frauen in uralter Weise ihren Faden, wie es
von der Großmutter in Dornröschens Schlosse erzählt wird.
Erst um das Jahr 1524 kam das Spinnrad in Gebrauch.

10. Der Wippstein bei Gr. Steinum.

Es ist ein interessantes Gebiet, das sich von der Oker ostwärts über die Altenau weg zur Aller erstreckt. Sein Mittelpunkt ist der buchenreiche Elm, der von kleineren Bergen umlagert wird. Auf seiner Höhe liegt im Waldesschaten die Reitlingsburg und die Elmsburg, ringsum aber an den Abhängen und in der Ebene erblickt man behäbige Städte mit ehrwürdigen Kirchen, alte Klöster mit hochragenden Türmen, dazwischen liegen wohl-

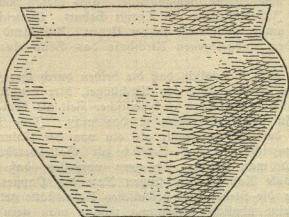


Abb. 15.

Urne vom Wippstein bei Gr. Steinum.

habende Dörfer mit manchen bedeutsamen geschichtlichen Erinnerungen, und überall erzählt die Sage und raunt die Überlieferung von vergangener Zeit.

Solch ein Ort ist auch Gr. Steinum an der Schunter. Von Königslutter, wo in dem prächtigen Dome Kaiser Lothar begraben liegt, zieht die Landstraße nach Schickelsheim, einer Domäne, die aus einem von den Benediktinern jenes Stiftes eingezogenen Dorfe hervorgegangen ist. Von hier senkt sich der Weg allmählich zur Schunterniederung hinab. Über den Gehöften des Ortes erhebt sich auf einem Hügel die neue gotische Kirche, und wer an ihr vorüberzieht, erkennt aus den umherliegenden felsblöcken die Bedeutung des Ortsnamens. Steinum hieß im Mittelalter nämlich Stenem, d. h. Steinheim.

Auch noch an einer anderen Stelle treten sie dem Wanderer entgegen. Seitab von dem Wege, der zum Dorme hinaufführt,

findet man die Gruppe des Wippsteines. Eine Anzahl von felsblöcken liegt regellos nebeneinander, auf einigen ruht eine mächtige Steinplatte, die jedoch zerbrochen ist, ein Teil läßt sich in eine schaukelnde Bewegung setzen. Diese für den naturkundigen Mann interessante Gruppe ist auch für den Altertumsfreund bedeutsam geworden. Vor einigen Jahren fand ein Arbeiter zwischen den Blöcken im Sande eine Urne. Es ist ein Topf, der wie ein Eimer schräg aufsteigt, dann sich wieder verengt und einen besonderen Halsrand hat. Er enthielt zerbrochene Knochen, die von dem Leichenbrande herrühren, und zwischen ihnen lag eine eiserne Gewandnadel. Das Gefäß stammt aus den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt. Vielleicht stecken im Boden umher noch mehr solcher Urnen. Auffallend ist auch, daß auf dem nahgelegenen Kirchhofe das Grab eines Riesen sein soll.

Es ist nicht unmöglich, daß die beiden durch ihre felsblöcke auffallenden Stellen, dort der Kirchhügel, hier der Wippstein, ehemals unseren Vorfahren in heidnischer Zeit als heilige Stätte galten. Zu beweisen freilich ist das nicht. Jene Höhe im Dorfe mit den Steinen mußte als ein von der Natur bedeutsam gekennzeichnete Platz förmlich zur Gottesverehrung einladen, und man möchte sich gern vorstellen, daß die hier später erbaute Kapelle, dem klugen Räte des Papstes Gregor zufolge, an die Stelle einer heidnischen Kultusstätte getreten sei.

Und eine ähnliche Bedeutung möchte man gern für die Gruppe des Wippsteins in Anspruch nehmen, die weit und breit nicht ihresgleichen hat. Wie aus einem Verbote Karls des Großen hervorgeht, haben die alten Sachsen außer an Quellen und Bäumen auch an Felsen und Steinen ihre Götter verehrt und ihnen zu Ehren dort Lichter angezündet. Vielleicht ist dies auch hier geschehen, spricht doch der Urnenfund dafür, daß dieser Ort für die Bewohner des Steindorfes kein gleichgültiger gewesen ist.

Der Kirchhügel ist ja nun für alle Zeiten in seinem Bestande gesichert, möge nun auch der Wippstein, diese alte Grabstätte, unversehrt erhalten bleiben!

11. Perlen.

Zu allen Zeiten sind die Menschen, besonders die Frauen und Kinder, bemüht gewesen, sich zu schmücken. Darum findet man bereits in den Gräbern der Steinzeit allerlei Zierat: Zähne von Wölfen oder Bären, durchbohrt und aneinander-

gereiht, Bernsteinperlen, sogar versteinerte Seeigel als Anhängsel. In der Bronzezeit kommen dazu Gehänge von Rädchen, Scheiben und kleinen Ringen. Bevorzugt wurden natürlich solche Sachen, die aus weiter Ferne kamen, die, wegen ihres höheren Wertes, nicht jeder erwerben konnte. Diese fremden Stücke sind also ein wichtiges Zeugnis für die Handelsverbindungen in der Vorzeit.

Am meisten Interesse erwecken die Glas- und Emailperlen. Sie erscheinen zuerst in der späteren Bronzezeit, damals, als die Toten schon verbrannt wurden. In Beierstedt lagen in einigen Urnen zwischen den Brandresten kleine grünlichblaue oder hell-

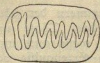


Abb. 16.



Abb. 17.



Abb. 18.

Glasperlen mit farbiger Einlage von Bährdorf, Ahlum und Beierstedt.

blaue Glasperlen, und solche fanden sich auch in dem Vorrat, den ein fahrender Händler unfern Watenstedt „im Draune“ vergraben hatte. Auf dem Gräberfelde von Eilsdorf am Huy steckte in einer kleinen Urne, deren oberer Teil als Kopf gebildet war, eine dunkelblaue Perle mit drei weißen, länglichrunden Ringen.

Diese zierlichen Schmuckstücke sind natürlich kein einheimisches Erzeugnis, auch die Bewohner Italiens konnten sich nicht als Hersteller derselben rühmen, sie stammen vielmehr aus dem fernen Pharaonenlande. Aber wie kommen diese Fremdlinge in die Wälder Germaniens? Phönizische Männer, auf ihren Rudergaleeren die Wogen durchschiffend, brachten neben eigenen Erzeugnissen auch diese an den Ufern des Niles gefertigten Glaskugeln nach den Häfen Südeuropas. Hier stellten sie in ihrem fliegenden Markte ihren bunten, glitzernden Tand zur Schau und verhandelten ihn an die Kaufleute, die dann die Alpentäler durchzogen, die Pässe überschritten und ihn bis an die Donau brachten. Hier gaben sie die fremde Ware weiter, und so, von Hand zu Hand wandernd, kam sie endlich auch in unsere Heimat. Gern und willig wurden die kleinen, glänzenden Schmuckstücke von den Leuten erworben. Mit diesen massenhaft hergestellten Fabrikaten, die noch dazu leicht mitzunehmen waren, ließen sich bei den Frauen gute Geschäfte machen.

Später, nach der Eroberung Ägyptens durch die Römer, siedelten sich alexandrinische Glasmacher in Italien an, und

bald blühte die neue Industrie auch an der Rhone und am Rhein. Aber immer noch in alter Weise wurden Perlen hergestellt und in die Länder der Barbaren gebracht, und manches römische Erzeugnis dieser Art hat als Zierat unsere Frauen geschmückt, kam dann als Grabgut in die Urnen und dient wohl in unseren Tagen als Schlüsselstein.

12. Italisches Bronzegegeschirr in unserem Lande.

Wer heute in den Küchen und Vorratskammern der dörflichen Haushaltungen Umschau hält, findet dort Töpfe und Schalen und andere Gebrauchsgegenstände, die, wenn auch nicht alle in der engeren Heimat angefertigt, doch Erzeugnisse von Töpfereien sind, die in den nachbarlichen Gebieten liegen. Sie sind auf den Jahrmärkten der nächsten Stadt erstanden; fremde Stücke, besonders ausländische Sachen, kommen nicht vor.

Das ist nicht immer so gewesen. In der Vorzeit haben manche Haushaltungen Gefäße und Geräte aufweisen können, die aus weiter Ferne kamen: Gläser, Lampen aus Ton, besonders aber Eimer, Becken, Kannen und Löffel aus Bronze.

Diese Ware rührte nicht etwa von einem stammverwandten Volke im Norden her, sondern war Erzeugnis großartiger Betriebe im fernen Süden; sie kam aus dem Lande jenseit der Alpen. Aber wie gelangten diese Sachen in unsere Heimat? Kriegsbeute, erobert und gewonnen im Kampfe mit den Feinden, war es nicht; keine römischen Legionen sind je durch unser Land gezogen, kein Adlerträger hat je sein goldenes Feldzeichen über Leine und Oker getragen. Aber wie ein mächtiger Baum seinen Schatten wirft auf das Nachbargelände und seine Früchte verstreut auch jenseit des Zaunes, so erhielten auch die Stämme im freien Germanien ihren Teil vom Reichtum des weltbeherrschenden Volkes. Handelsleute waren es, die von den an den römischen Grenzen gelegenen Städten auszogen, um ihre Waren bei den germanischen Stämmen abzusetzen. In bestimmten Marktplätzen, die in der Nähe der Völkerscheiden lagen, fanden sich die Händler von hüben und drüben zusammen und tauschten die Erzeugnisse ihrer Werkstätten und die Produkte ihrer Länder aus. So verhandelten die Römer ihre Ware den Kelten oder Boiern, diese überlieferten sie den Germanen.

Einiges hat die Erde bis auf den heutigen Tag treulich verwahrt. Bei dem hannoverschen Dorfe Rhode im Hasenwinkel

kam beim Auswerfen von Gruben für junge Bäume ein Bronze-eimer zutage, bei dem der ursprüngliche Henkel fehlte, jedoch durch einen eisernen Tragreifen ersetzt war.

Der umfangreiche Urnenfriedhof bei Euxlum an der Wabe, von dem leider nur geringe Gegenstände erhalten sind, hat eine hübsche Bronzekanne geliefert, die allerdings jetzt henkellos ist. Ähnliche Gefäße finden sich auch sonst im Norden, so in England und Dänemark, und wer die Schätze von Pompeji durchmustert, wird sie auch dort in großer Zahl antreffen. Hier wie dort dienten sie im Haushalt, aber während bei den germanischen Völkerschaften meist Wasser oder Milch, höchstens Met darin war, ergoß sich aus denen des Südens feuriger Wein, an den Abhängen des Vesuvus gewachsen.

Das schönste Stück aber hat Weddel geliefert, es ist ein Becken, das unter den nordischen Funden ganz vereinzelt dasteht. Es ist flach halbkugelig und hat über dem eingezogenen Halse einen flach ausladenden Rand. Ganz ausgezeichnet ist der Henkel — es ist nur noch einer vorhanden —, ein geriefter Griff, der

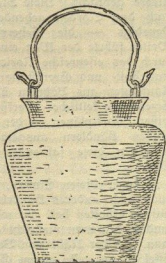


Abb. 19.

Bronze-eimer mit eisernem Henkel von Rhode.

aus zwei Weinblättern herauswächst. Dies Becken kann sich einer stolzen Verwandtschaft rühmen. In der prachtvollen Villa, die einst Kaiser Hadrian sich bei Tivoli erbaute, befand sich das vielgerühmte Taubenmosaik. Auf dem Rande einer mit Wasser gefüllten Bronzeschale sitzen vier Tauben, von denen sich die eine putzt, während eine andere sich zu dem erquickenden Naß herniederneigt. Dies Becken ist dem sehr ähnlich, das bei Weddel gefunden ist.

Diese wertvollen Gefäße von Rhode, Euxlum und Weddel sind sämtlich in der Stadt Capua verfertigt und zwar in den letzten anderthalb Jahrhunderten vor Christi Geburt. Die glänzende Hauptstadt Campaniens war ein Mittelpunkt italischer Bronzefabrikation, nach der ja auch in christlicher Zeit die Glocken genannt wurden. Die lateinische Bezeichnung für Glocke lautet nämlich campana.

Hier in Capua waren reiche Fabrikherren, die in ihren Werkstätten Tausende von Sklaven beschäftigten, die Fabrikation der Bronzewaren in größtem Umfange betrieben und damit den Weltmarkt beherrschten. Man kann ziemlich genau den Weg verfolgen, den das Bronzegeschirr genommen hat. Es wurde durch die italische Halbinsel bis nach Aquileia am Adriatischen Meere gebracht. Diese Stadt war der Hauptstapelplatz für die nach dem Norden gehenden Waren und — die Vorgängerin Venedigs — die Beherrscherin des oberitalischen Handels. Weiter führte der Weg einesteils durch Pannonien, anderenteils durch das eisenreiche Noricum bis zur Donau, wo Carnuntum eine Zoll- und Grenzstation war. Hier wurde die Ware von Kaufleuten aus Böhmen übernommen und vermehrt durch die Erzeugnisse keltischer Werkstätten, z. B. Fibeln, Messer, nach gewissen Marktplätzen an der Grenze gebracht, wo sie von germanischen Händlern ausgetauscht wurde. Auf dem Elbwege erreichten diese fahrenden Leute das Gebiet der Aller und Oker.

Außer diesen Eimern, Kannen und Becken wurde natürlich auch noch anderes Handelsgut vertrieben, von dem sich noch einiges erhalten hat. So wurde bei Beierstedt ein Bronzefuß gefunden, den man vielleicht als den Rest eines Dreifüßes ansehen kann. In der Nähe von Benzingerode kam ein zierlicher Bronze-Löffel zutage. In einem Grabe bei Helsingungen an der Teufelsmauer stand eine kleine römische Lampe aus rötlichem Ton. Auch Perlen aus Provinzial-Fabriken sind hier und da gefunden.

Merkwürdig ist auch das kleine Erzbild einer jugendlichen männlichen Gottheit der Römer, vielleicht das eines Satyrs, das aus der Umgegend von Halberstadt stammt. Es gehört wahrscheinlich zu den Göttergestalten, die als Weihgeschenk einem Tempel dargebracht wurden, später aber, schadhast geworden, aus dem Tempelgut ausschieden und nach römischem Brauch an den Meistbietenden verkauft wurden. Diese zierlichen Bilder kamen dann nach Germanien und dienten den Barbarenkindern als Spielzeug.

Das sind die Sachen, die aus dem Handelsverkehr unserer Vorfahren mit den Römern übriggeblieben sind. Sie können sich mit dem Hildesheimer Silberschatze, diesem glänzendsten Altertumsfunde auf deutschem Boden, nicht messen.

Was unsere Vorfahren von den fahrenden Handelsleuten eintauschten, wurde gewiß lange in der Familie als Schatz gehütet und wohl nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt, aber im Laufe der Jahre wurde es doch schadhast. Da verwandte man

die Bronzegefäße als Graburnen, die kleineren Sachen dienten zuletzt als Beigabe, die man den Toten mit auf den Weg gab.

Wer nach diesen wenigen Stücken — es ist noch nicht ein Duzend — den Umfang des römischen Handels bemessen wollte, würde fehlgehen. Es ist ganz zweifellos eine bedeutendere Zahl verschiedenartigster Gegenstände zu uns gebracht worden, nicht nur Bronzeware, sondern auch Werkzeuge und Ackergerät. Aber nur ein kleiner Teil davon ist in die Erde gelangt, und von dem, was der Boden Jahrhunderte lang schützend bewahrte, sind nur wenige Stücke in kundige Hände gekommen und so gerettet.

Und noch vieles Andere, was heute gar nicht mehr nachweisbar ist, wird aus dem sonnigen Süden durch die Handelsleute zu uns gekommen sein: kostbare Stoffe, gestickte Gürtel, prächtige Waffen, dazu auch feurriger Wein und wahrscheinlich auch süße Früchte. Wie der helvetische Zimmermann Helico, der in Rom gearbeitet hatte, zuerst Öl und Wein, trockene Feigen und Trauben zurückbrachte in seine Heimat, so hat gewiß auch mancher Händler solche Gaben des Südens mit sich geführt und hierdurch, wie durch Erzählungen und Schilderungen von den Herrlichkeiten jener Länder die Sehnsucht erweckt, hinzuziehen in jenes Land, das so köstliche Schätze barg. Und dies Verlangen ist seitdem nie erloschen; es trieb Scharen erobrerungslustiger Männer über die Alpen; Könige und Krieger, Pilger und Künstler wurden von jener Sehnsucht erfaßt, der der Dichter einen so ergreifenden Ausdruck verliehen hat.

Es wäre zu wünschen, daß alle Erzeugnisse italischer Werkstätten, wo solche etwa gefunden werden, einem Museum oder sonst einer wissenschaftlichen Sammlung überwiesen würden, nicht etwa, um die dort bereits vorhandenen Stücke noch um eins zu vermehren, sondern sie Forschern und Künstlern zugänglich zu machen. Denn erst dann, wenn das alte Handelsgut einer längst versunkenen Zeit in ausreichender Fülle vorhanden ist, kann das hier nur in seinen Umrissen entworfene flüchtige Bild jenes Verkehrs klarer gezeichnet und lebendiger dargestellt werden.

13. Der Urnenfriedhof von Wolfenbüttel.

Wenn jemand ein neues Haus aufführen lassen will, nicht an Stelle eines alten, sondern abseits von der Straße, da, wo seit Menschengedenken Garten- oder Ackerland war, so kommt es wohl vor, daß die Arbeitsleute, die den Grund ausschachten, zu ihrer nicht geringen Verwunderung auf Reste vormaliger Woh-

nungen stoßen, auf Herdsteine, Ofenscheln und Ziegelstücke oder gar auf verrostete Schlüssel. Von denen aber, die einst hier hausten, ist längst jede Spur vergangen. So geschieht es auch wohl, daß der Kirchhofsgräber, wenn er auf neuem Gelände für die Toten die letzte Ruhestätte bereitet, auch auf alte Gräber stößt, von denen niemand mehr eine Kunde hatte. Ähnlich ging es in Wolfenbüttel. Da lag dicht am Gotteslager Eindener Pfarrland, den Anwohnern als Gartenland ausgetan. Ehemals hatte der Pflug hier seine Furchen gezogen und die

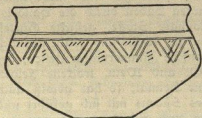


Abb. 20.

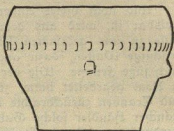


Abb. 21.

Urnen vom Urnenfriedhofe bei Wolfenbüttel.

Sense geklungen, dann hatte der Spaten hier geschafft, bis endlich der Plan dem Totengräber überwiesen wurde. Und als dieser in die Tiefe drang, tiefer als Pflug und Spaten gehen, da entdeckte er irdene Gefäße, die mit verbrannten Knochenresten gefüllt waren. Es waren Urnen, die er da aus der Grube heraushob, Töpfe von roher Arbeit, nicht auf der Scheibe gedreht, auch nicht glasiert. Einige haben kunstlose Verzierungen, so z. B. einen Kranz von Grübchen, die aus Nagelschiebungen bestehen, oder Zickzackbänder, die mit einem rundlichen Stäbchen eingefurcht sind. Der Inhalt war sehr dürftig; von Beigaben, die man sonst wohl dem Verstorbenen mit auf den Scheiterhaufen legte, fand sich hier keine Spur, weder Nadel, noch Ring, weder Messer, noch Kamm.

Der Urnenfriedhof, auf den man hier gestoßen ist und der sich wahrscheinlich unter den benachbarten Gärten noch fortsetzt, stammt aus dem dritten und vierten nachchristlichen Jahrhundert. Wo aber ein Begräbnisplatz ist, da müssen in der Nähe auch die Wohnungen derer gelegen haben, die hier ihre Toten begruben, und dies Dorf wird wohl da gesucht werden müssen, wo das heutige Gotteslager liegt. Diese Vorstadt ist aber eine Schöpfung des Herzogs Julius, und ihr Name tritt zuerst im

Jahre 1576 auf; vor dem scheint hier kein Ort gewesen zu sein, wenigstens wissen mittelalterliche Pergamente nichts von einem solchen, und so gibt allein dieser Heidenfriedhof uns Kunde von einer Siedelung, deren Name längst verschollen ist.

14. Wulferi.

Wo heute in breiter Talmulde an der Oker die Stadt Wolfsburg liegt, da sah es vor fünfzehn Jahrhunderten, also etwa um die Zeit, wo Theodorich der Große in Italien das Ostgotenreich aufrichtete, ganz anders aus. Es war eine bruchige Niederung, an die damals noch der Wald von beiden Seiten heranrückte. Langsamen Laufes zog die Oker, in mehrere Arme geteilt, durch das Gelände, Inseln und Werder bildend, die von Schilf und Röhricht eingefasst, mit Weiden und Erlengebüsch bedeckt, ein Paradies der Sumpfvögel waren. Wenn aber oben in den Harzbergen die Schneeschmelze eintrat oder Regenmassen niedergingen, verwandelte sich die Gegend in einen See. Straßennamen wie Bruch oder Feldmarksbezeichnungen wie Meer erinnern noch heute an diese Zustände.

Um das Jahr 530 kam aus weiter Ferne ein Fremdling herangezogen, Wulferi war sein Name, seine Heimat das Holsatenland nordwärts des breiten Elbestromes. Mit Frau und Kindern war er eines Tages gekommen, mit Vieh und Leuten. Landmangel hatte ihn und manch andere seiner Stammesgenossen genötigt, auszuwandern und anderwärts eine Stätte zur Siedelung zu erwerben, Acker, um darauf säen und ernten zu können, sowie auch Weiden für die Tiere. Gen Süden waren sie gezogen, und der eine war hier sitzengeblieben, der andre dort, die meisten in der Allerniederung. Zuletzt waren es ihrer noch zwei: Isan und Wulferi, jener baute Isen- oder Eisenbüttel nicht ferne von den Dörfern, aus denen hernach Brunswiek entstand, dieser aber zog noch weiter den Fluß hinauf, bis er zu dem Werder kam, zwei Stunden von jenem.

Dies Okereiland gehörte den Dorfleuten von Lechede, aber gegen eine Abgabe von Kühen überließen sie dem Fremdling aus Holsaten das bischen Land. Dazu erwarb er, wieder für etliche Häupter Vieh, von den Bauern aus Einden einige Ackerbreiten, desgleichen von Ansiedlern, deren Kötten weiter ostwärts standen, wo nachher das Gotteslager lag.

Hier gründete er seinen Hof, der nun Wulferis Büttel hieß, das heißt so viel wie Wulferis Gut oder Besitzung. Neben dem Herrenhause, das zugleich Ställe für Pferde und Kühe enthielt,

standen noch Scheunen und Schuppen, auch eine Schmiede war da, wie auch ein Mahl- und Backhaus. Ringsum lagen die Kötten der Knechte, die Hütten der Hirten und Fischer.

Es mußte rüstig geschafft werden. Da wurden Felder von Büschen und Kraut gereinigt und dann bestellt, Gräben wurden gezogen und Wege gebahnt.

Auch später fehlte es nicht an Arbeit, da mußten die Ufer gefestigt werden, eine Fähre wurde angelegt, eine Brücke geschlagen; vor allem galt es einen Damm zu bauen, der quer die Niederung durchzog.

Allmählich wuchs Wulferis Gut, tote Flugarme wurden zugeworfen, die Axt fällte die Waldbäume, und noch manches Stück Land erkaufte er von den Nachbarn. So gewann die Gegend bald ein anderes Ansehen.

Die Jahre gingen dahin, und als Wulferi alt ward, übergab er seinem Sohne die Herrschaft. Und wieder verging eine Zeit, da wurde er bettlägerig, und auch die weisen Frauen, die aller Heilkräfte kundig waren, vermochten nicht zu helfen. Eines Morgens gingen Boten aus vom Hofe Wulferis und meldeten den Nachbarn in den Siedelungen, der Alte sei gestorben.

Da rührten sich viele geschäftige Hände zur Totenfeier. Auf einer erhöhten Stelle, die von den Fluten der Oker sonst nicht erreicht wurde und zugleich fern genug lag von den strohgedeckten Kötten, sollte der Holzstoß errichtet werden. Stämme und Scheite wurden herzugefahren und aufeinandergetürmt.

Währenddes zimmerten Knechte aus dem ältesten Wagen, aus jenem, der noch mit aus der alten Heimat gekommen war, eine Lade. Mit kostbaren Gewändern angetan, mit seinem besten Schmuck ausgestattet, so legten sie den Alten hinein. Gegen Abend des dritten Tages war alles bereit. Langsam, feierlich ging der Zug zum Hofstare hinaus, der älteste Knecht, auch noch ein Holsate, rief ihm den Abschiedsgruß nach. An den Hütten der Knechte vorbei ging es zum Dorfe hinaus, zum Brandplatze. Hinauf auf den Holzstoß hoben sie die Lade und legten Feuer an das Gerüst. Alle die Umstehenden erhoben die Hände und flehten die Götter an, den Abgeschiedenen aufzunehmen in Walhall. Nun züngelten die Flammen empor, und bald schlug die feurige Lohe auf zum dunklen Abendhimmel. Dann wandten sich die Hofleute zum Heimgange, nur die Wächter blieben zurück, das Feuer zu schüren.

Der Scheiterhaufen sank in sich zusammen, die Glut erlosch. Am andern Morgen kamen sie, löschten die Kohlen und suchten aus der Asche die Knochen hervor, reinigten sie und sammelten

sie in ein Tongefäß. Dann senkten sie hier auf der Anhöhe die Urne in den Boden und wölbt den Erdhügel darüber.

Das war der Friedhof der Leute von Wulferisbutle. Geschlecht auf Geschlecht kam und ging, und alle fanden hier ihre Ruhestätte. Bekannt vor allem blieb des Ahnherrn Grab und wurde in Ehren gehalten.

Zwei Jahrhunderte und noch ein halbes waren vergangen, da erscholl die Gegend von Krieg und Kriegsgeschrei. Der große Eroberer aus dem Frankenlande war gekommen, das ganze Sachsen zu unterwerfen. Auch aus Wulferis Hofe waren die Mannen zum Heerbanne gestoßen, aus Lechede und aus den andern Siedelungen. Aber schlimme Kunde kam, der gewaltige Mann zertrat allen Widerstand. Bei dem nahegelegenen Ohrum hatte der Franke die Oker überschritten, um auch die östlichen Länder noch zu unterwerfen. Mit Grimm im Herzen beugten sich die sächsischen Mannen unter das fränkische Joch, haßerfüllt stiegen sie in das Taufwasser, und dann erschienen die königlichen Sendgrafen und verkündeten in der Volksversammlung die neuen Gesetze. Unter ihnen war auch das Verbot der Leichenverbrennung: Wer den Körper eines Verstorbenen den Flammen übergibt, soll des Todes sterben!

So mußten nun die Toten nach dem christlichen Kirchhofe gebracht werden, der Heidenfriedhof verwilderte und wurde eine Stätte des Grauens für ängstliche Gemüter.

Und wieder kam Geschlecht auf Geschlecht. Wulferisbutle gelangte, vielleicht im Erbgange, an die Brunonen, die hier ums Jahr 1000 eine Burg bauten und diese als Lehn ihren Ministerialen überließen.

Als dann der Herrenhof nicht mehr genügend Raum bot, als das Vorwerk auf dem Damme angelegt wurde und immer neue Ansiedler zugezogen kamen, wurde auch der alte Heidenfriedhof zu Gärten ausgetan und endlich sogar mit Gebäuden besetzt. Dabei wurde der Boden verwühlt, die Urnen zerbrochen. Der Name geriet ins Vergessen, niemand weiß mehr den Ort.

Des Ahnherrn Worte sind verhallt, seine Taten vergessen, seine Grabstätte verwüstet, aber aus dem Namen der späteren Burg und fürstenresidenz tönt noch seine Name und wird sein Andenken bewahren für fernere Zeiten.

15. Die Hünensteine von Benzingerode.

Wie von einem Lande, das allmählich in die Meerestiefe versunken ist, nur noch die letzten Spitzen aus der brandenden Flut hervorragen, so liegt vor unseren Augen die Welt der Ringwälle, der Hügelgräber, der Urnenfriedhöfe, Kunde gebend von vergessenen Völkern, über welche nun längst die alles bedeckende Hochflut des Zeitenstromes hinweggegangen ist.

Am Fuße der Harzberge sind auf dem Felde unfern Benzingerode zwei mächtige Felsblöcke aufgerichtet. Der kleinere ist etwas über 3 m hoch und fast 2 m breit, der größere ist 3,70 m hoch und 1,30 m breit. Sie stehen aber nicht dicht beisammen, sondern sind 1120 m voneinander getrennt. Ein kleinerer Stein ist früher von einem Bauern zerschossen. Die beiden Denkmäler stehen im Zuge der Längsachse des Regensteines, und auch der zertrümmerte Felsblock hat in derselben Richtung gestanden.

Einsam, und von den geschichtlichen Werken durch Jahrhunderte getrennt, ragen sie auf, die ältesten Denkmäler weit umher. Fremdartig erscheinen sie uns in der Gegenwart. Wer richtete sie auf? Welchen Zweck hatten sie? Niemand vermag Antwort zu geben. Keine Chronik tut es uns kund, keine Urkunde weiß, was sie einst zu bedeuten hatten, und nur die Sage klärt uns darüber auf: Es ist schon manches Jahrhundert vergangen, da lebte auf dem steil aufragenden Regenstein ein Ritter, der eine schöne Tochter hatte. Um sie bewarben sich drei Riesen. Weil aber alle drei gleich tüchtig waren, ward sowohl dem Burgfräulein wie auch deren Eltern die Wahl schwer. Endlich wurde vereinbart, daß derjenige sie heimführen solle, der im Steinwerfen Meister sei. Da brachen die Hünen sich mächtige Blöcke aus den Klippen des Regensteines und schleuderten sie auf das flache Feld hin, das sich gegen Nordwesten ausbreitet. Der erste Stein fiel hinter Heimburg nieder, der zweite blieb am Hellbache liegen. Der dritte Riese packte das größte Feldstück und warf es noch weiter, nämlich bis in die Nähe von Benzingerode. Somit blieb er Sieger und gewann das schöne Fräulein vom Regenstein. Die drei Blöcke hießen hernach nur die Hünensteine. Soweit die Sage.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern haben die Menschen solche Steine errichtet, bald zur Erinnerung an ein wichtiges Ereignis, bald zum Andenken eines Helden. Jakob und Laban erhoben einen Felsblock zum Zeugnis eines zwischen ihnen abgeschlossenen Vertrages. Josua tat ein gleiches zur Erinnerung an die Gesetzesverkündigung. Samuel richtete einen Stein auf als

Zeichen des Sieges über die Philister. Auch als Wegweiser und als Grenzmarken haben solche Steine gedient. Bei Miltenberg am Main bezeichnete der Teutonenstein die Stelle, wo das Gebiet der Römer aufhörte und das Land der Teutonen begann.

Reich an solchen Wahrzeichen der Dankbarkeit und Verehrung sind die nordischen Länder. Bei den Schweden wurden nach Odins Befehle über dem Grabe aller Helden Bautaesteine errichtet, und noch heute stehen viele dieser Denkmäler, oft mit eingeritzten Runen bedeckt, aufrecht.

Auch noch in unseren Tagen wurde ein unbehauenes Felsstück an einer bedeutsamen Stelle aufgerichtet. An der Oster steht auf dem Hügel, der einst die stolze Kaiserpfalz Werla trug, ein mächtiger Findlingsblock.

So haben also mancherlei Beweggründe zur Aufrichtung jener Steine und Felsen geführt. Hier sollte dadurch die Erinnerung an eine wichtige Begebenheit erhalten bleiben, dort ein hervorragender Mann noch nach seinem Tode geehrt werden.

In der letzten Zeit ist eine neue Ansicht ausgesprochen: diese Steine sollen astronomische Merkzeichen sein. Es war schon aufgefallen, daß viele derselben Reihen bildeten, die genau von Westen nach Osten ausgerichtet waren, aber für die hervorragendsten Denkmälergruppen ist die abgesteckte Richtung diejenige des Aufgangspunktes der Sonne zur Sommer Sonnenwende oder umgekehrt die des Untergangspunktes zur Winter Sonnenwende. Der vorgeschichtliche Beobachter also, der sich an einem Endpunkt der Reihe aufhielt, sah zur Zeit der Sonnenwende die Sonne an dem anderen Endpunkte auf- oder untergehen; er war also in der Lage, seinem Stamme mitzuteilen, daß man den kürzesten oder den längsten Tag des Jahres hatte. Auf diese Weise wurde in unseren Gegenden die erste Art der Zeitmessung ausgeführt. So war die Dauer des Halbjahres bestimmt, das nun durch die in der Richtung von Westen nach Osten gestellten Merkzeichen weiter in zwei Vierteljahre geteilt werden konnte. Die beiden noch übriggebliebenen Steine von Benzingerode haben aber schwerlich dazu gedient, solche astronomische Richtlinien festzustellen, denn ihre Verbindungslinie bildet, wie eine Betrachtung der Kartenblätter ergibt, mit dem Breitengrade oder mit dem Äquator keinen Winkel von $23\frac{1}{2}$ Grad, sondern nur einen solchen von 18 Grad. Wenn man also von einer solchen Bestimmung hier absehen muß, so gewinnt die Sage, die man hier erzählt, an Wahrscheinlichkeit: Es liegen Helden darunter begraben. Gewiß war, wie für die griechischen Jünglinge, so auch für die Söhne der germanischen Heimat, unter allen Gütern der Ruhm das höchste. Singt doch auch das Eddalied Ha-

damal: Es stirbt das Vieh, es stirbt die Verwandtschaft, auch dich trifft der Tod; doch nimmer kann der Nachruf sterben, den löbliches Leben schuf! Die Hoffnung, die zu so mancher Heldentat begeisterte, hat sich jedoch hier nicht erfüllt. Die Steine stehen noch, die Toten aber kennt niemand mehr, die Lieder, die der Sänger zu ihrem Ruhme sang, sind verhallt — versunken und vergessen!

Gleichviel aber, für unsere Vorfahren waren sie zweifellos von größter Bedeutung; Geschlechter kamen und gingen, die Steine verehrten sie und zollten ihnen Bewunderung. Mögen diese Zeugen aus grauer Vorzeit noch viele Jahrhunderte stehen bleiben!

16. Vorgeschichtliche Wüstungen.

Du bist von der Erde verschwunden, der Pflug geht über dich hin! So singt Chamisso wehmuthsvoll von dem Schlosse seiner Väter, das in den Fluten der Revolution seinen Untergang fand. Und dasselbe Schicksal, das dieses Stammschloß gehabt hat, ist auch vielen anderen Bauwerken zuteil geworden. Es sind feste Häuser und Burgen untergegangen, deren Mauern wie für die Ewigkeit erbaut zu sein schienen. Wo ist die Königspfalz Werla geblieben, in der Heinrich I. Schutz gegen die Ungarn fand? Wo Bodfeld, das Jagdschloß der Ottonen, wo Kaiser Heinrich III. einen plötzlichen Tod fand und Heinrich der Löwe vom Pferde stürzte? Sie sind im Lauf der Jahrhunderte wüst geworden.

Aber nicht nur Burgen, Schlösser und einzelne Häuser sind verschwunden, auch ganze Dörfer, die Wohnplätze zahlreicher Familien, sind vergangen. Wer verhaltenen Atems auf die Stimmen der Vorzeit zu lauschen weiß, dem tönen aus Ackerbreiten und Feldrainen Namen entgegen, die auf ehemalige Siedelungen schließen lassen. Da heißt eine Wiese „der Kirchhof“, da liegt eine Wanne „im alten Dorfe“, und eine Breite zieht sich „in den Höfen“ hin. Aber kein Efeu rankt sich da um morsche Kreuze, kein Drescherschlag ist hörbar, kein moosbewachsenes Strohdach ist zu sehen. Und doch lagen hier einst Dörfer, und Bauernhöfe umgaben den Thie mit den alten Linden oder zogen sich am Bache hin. Wo sind sie geblieben? Im Dreißigjährigen Kriege zerstört! lautet gewöhnlich die Antwort.

Aber mit Unrecht. Der große Krieg hat bereits so viel Noth und Elend in seinem Schuldbuche, daß ihm dies nicht noch zugeschrieben zu werden braucht. Die Zeit, in der Dörfer wüst geworden sind, liegt weiter zurück. Als im Mittelalter das geplagte Landvolk mit Zins und Abgaben schwer bedrückt wurde, als in den fast nie ruhenden Fehden die Ortschaften verwüstet wurden, da ist mancher Bauer in die Stadt gezogen, mancher Hof verödet. Dadurch sahen sich die Grundherren vielfach genötigt, ganze Dörfer eingehen zu lassen oder, wie man es auch nannte, „zu legen“. So sind im Mittelalter durch dies Ausrotten ganzer Ortschaften viele Wüstungen entstanden.

Auch wenn man noch weiter in der geschichtlichen Entwicklung des Volkes zurückgeht, hinein bis in die Zeit, aus der keine handschriftliche Kunde in die Gegenwart herüberdringt, stößt der Forscher auf solche verschollenen Dörfer.

Da sprudelte vor noch gar nicht langer Zeit in einem Acker südlich vom Fämmelser Holze eine Quelle, der Lahborn. Auf den angrenzenden Breiten sind Steingeräte in großer Zahl gefunden worden, auf der Lahbuschsbreite, der Adersheimer Abfindung, so daß man, obwohl Gräber bis jetzt noch nicht aufgedeckt sind, doch bestimmt annehmen kann, daß hier vor alters ein Dorf mit zerstreuten Höten gelegen hat.

Südlich vom Mühlenwege, der sich westlich von Ahlum von der Landstraße abzweigt und unter der Eisenbahn hindurch zum südwestlichen Ausgange des Dorfes läuft, liegt der Linderberg. Hier entdeckte man beim Pflügen ein Grab mit mehreren Skeletten, an einer anderen Stelle dieser Anhöhe, mehr nach dem Bache hin, war man auf einen Urnenfriedhof gestossen, auch Steingeräte hatte man verschiedentlich aufgenommen, so daß hier ohne Zweifel einst eine Siedelung gelegen haben muß. Aber außer der Windmühle ist hier kein Gehöft mehr zu finden, auch dies Dorf ist von der Erde verschwunden, und der Pflug geht darüber hin. Hoffentlich liefert diese Stätte noch manches wertvolle Fundstück!

Auch noch an einer anderen Stelle der Feldmark scheinen in alter Vorzeit Menschen gehaust zu haben. Da, wo die Flur von Ahlum sich am weitesten nach Osten hin erstreckt, liegt, vom Westerbruche begrenzt, der Rosenberg. Hier findet der Landmann, der über sein gepflügtes Feld geht, Steingeräte mancherlei Form, Scherben von Töpfen, Schleif- und Mahlsteine: zweifellos Reste alter Wohnungen, Zeugen für das Vorhandensein eines Dorfes in der Heidenzeit. Im nahen Bruche liegt, von Buschwerk und Bäumen beschattet, der Filianssee. Die Alten sagten immer, da sei Klein-Dettum untergegangen, und wer zur rechten Stunde komme, höre aus dem tiefen Grunde die Glocken läuten. Freilich

kann dort im Bruche selbst keine Ortschaft gelegen haben, und so meint die Sage mit dem versunkenen Dorfe vielleicht jene alte Siedelung auf dem Rosenberge.

Nicht nur in den Niederungen und an den Wasserläufen haben die Menschen der Vorzeit ihre Dörfer gehabt, auch im bergigen Walddande haben sie gelebt.

Unfern des kleinen Walddorfes Langelieben auf dem Elme liegen im Eelmer und Räkler Gehölz die dürftigen Überreste eines Urnenfriedhofes. Zu den genannten Ortschaften kann er nicht gehört haben, vielleicht aber zu dem auch längst schon wüst gewordenen Dorfe Brunsleben.

Und so wie bei Wolfenbüttel, bei Ahlum und im waldbeschatteten Elme, so liegen noch auf vielen anderen Ackerbreiten, besonders in der Nähe von Quellen und an den Bächen entlang, Scherben vorgeschichtlicher Tongefäße als vorläufig einzige Überbleibsel alter Wohnplätze oder Grabfelder. Sie zeigen klar, wie alt doch unsere Kultur ist, wie viele Jahrhunderte hier schon der Mensch sein Vieh gehütet, seinen Acker gebaut hat.

Aber — so könnte man fragen — wozu soll dies Suchen nach Dörfern dienen, deren Namen niemand mehr kennt und ewig unbekannt bleiben wird? Was soll das Aufspüren von Siedelungen, deren Bewohner vergangen sind wie feldblumen im Spätherbste? Ja, wenn es sich um alte, untergegangene Städte handelte, wie das sagenhafte Vineta, oder um eine Königspfalz wie Werla! Die Stellen sind ja freilich lockender, und ihren Spuren nachzugehen, scheint größeren Gewinn zu versprechen. Aber nach den sang- und klanglos dahingegangenen muß doch auch gefragt werden. Ist es doch wichtig, auch die Reste gänzlich verschollener Ansiedelungen zu beachten, die Spuren verschiedener menschlicher Wohnplätze weiter zu verfolgen. Dann erst, wenn man alle bewohnten Stätten der heidnischen Vorzeit kennt, sowohl solcher, von denen längst jede Kunde verhallt ist, als auch solcher, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, dann erst kann man sich ein Bild von der Besiedelung des heimatischen Bodens machen und die Entwicklung unseres Volkes um einen Schritt weiter zurück verfolgen. Es erscheint immer notwendiger, unseren heutigen Karten, die die jetzt bestehenden Dörfer, Mühlen und Wege darstellen, vorgeschichtliche Karten an die Seite zu stellen, die alle Einzelfunde, Siedelungen und Urnenfelder verzeichnen.

Um aber solche Karten schaffen zu können, ist es nötig, alle Scherben vorgeschichtlicher Gefäße, alle Steingeräte und Bronzegegenstände aufzunehmen und an einer Stelle zusammenzutragen. Nur so, indem die verstreuten Steinchen, aus denen das Mosaikbild

vorgeschichtlichen Lebens' zusammengesetzt war, Stück für Stück sammelt und von sachkundigen Händen zusammenpaßt und endlich aneinanderfügt, entsteht schließlich vor den Augen des jetzt lebenden Geschlechtes wieder ein Bild jenes Lebens, auf dem das heutige mit allen seinen Einzelheiten fußt.

17. Der Galgenberg bei Kl.-Vahlberg.*)

Wer mit der Eisenbahn von Wolfenbüttel nach Jerxheim fährt oder als fröhlicher Wandersmann die Altenau-Niederung durchzieht, bemerkt bald hinter dem Haltepunkte Dettum oben auf der Höhe, die sich als Fortsetzung der Alse nach Osten erstreckt, eine einzelne Erhebung. Dieser Hügel führt den nicht gerade anmutenden Namen Galgenberg. Wer aber glaubt, er sei aufgeworfen worden, um den Bösewichtern noch einmal eine Aussicht auf die vom Elbe begrenzte breite Talmulde mit ihren Dörfern zu gewähren, irrt sich. Es ging dem Hügel wie so manchem andern Werke von Menschenhand, seine ursprüngliche Bestimmung wurde vergessen, und er erschien nachgeborenen Geschlechtern gerade gut genug, um als Richtstätte zu dienen.

Es mögen wohl bald 4000 Jahre her sein, da hauste da oben auf der Höhe, wo jetzt das Dorf Klein-Vahlberg liegt, schon eine kleine Menschen-schar. Der nahe Ussewald gab ihnen Stämme zum Bau der Kötten und Holz für den Herd, die Abhänge des Bergzuges trugen Getreidefelder, und auf den Wiesen unten weidete das Vieh.

Für ihre Toten richteten sie im gewachsenen Boden in einfacher Weise rechteckige Gruben her und betteten sie da hinein zur letzten Ruhe. Von diesen uralten Gräbern sind zwei gefunden. Das größere davon enthielt zwei Skelette, die nicht auf dem Rücken, sondern mit eingezogenen Knien auf der linken Seite lagen. Neben dem Kopfe des einen standen zwei Tongefäße, nämlich ein gehenkeltcs Töpfchen und eine Fußschale; sie enthielten wahrscheinlich ursprünglich die Wegkost für die Verstorbenen. Sonst fand sich in dieser Grube nur noch ein Feuersteinmesser und ein Häuflein Zähne von einem Rinde.

Nicht weit davon entfernt fand sich ebenfalls im gewachsenen Boden ein Grab, das nur ein Skelett — es lag auf dem Rücken

*) Dieses Kapitel ist auf Grund des Berichtes geschrieben, den der Museumsdirektor Fuhse, welcher den Hügel ausgrub, im 7. Jahrgange des Jahrbuches des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig (1908) veröffentlicht hat.

— ohne Beigaben enthielt. Über beiden Gräbern wurde ursprünglich ein flacher Hügel aufgeworfen.

Das mag etwa 2000 Jahre vor Christi Geburt gewesen sein. Dann blieben die Gräber liegen; es kamen Zeiten, in denen niemand sich um sie kümmerte und niemand wußte, wessen Gebeine unter den Hügeln ruhten.

Es mochten wohl danach ein paar Jahrhunderte vergangen sein, da lebte hier auf der Höhe eine Familie mit ausgedehntem Grundbesitz und großen Herden, und das Haupt der vielgliedrigen Sippe war ein bedeutender, weit und breit geachteter Mann. Als ihn endlich der Tod hinwegnahm, beschlossen die überlebenden Angehörigen, für den Abgeschiedenen eine besondere Grabkammer aus Stein zu erbauen und diese mit einem Hügel zu bedecken, der der Bedeutung des Toten angemessen wäre. Er sollte so hoch werden, daß er weithin zu sehen war. Wie in den nördlichen Ländern gern Bodenerhebungen und Anhöhen gewählt wurden, um den Toten ihr Haus zu errichten, das zugleich ein weithin sichtbares Denkmal für sie sein sollte, wie man bei uns den St. Annenberg vor Helmstedt als geeigneten Ort für die Lübbensteine aussuchte, so bestimmten hier die Hinterbliebenen den früher schon benutzten Friedhof als Stätte für den Hügel. Gerade an der Stelle, wo jene ersten Flachgräber lagen, wurde von den Knechten aus Kalkstein- und Buntsandsteinblöcken eine rechteckige Grabkammer errichtet, 2,10 m lang und 1,80 m breit. Da hinein trug man den Leichnam und gab ihm als getreuen Wächter seinen getöteten Hund mit, und auch diesmal fehlten die mit Speise und Trank gefüllten Töpfe nicht.

Als die Totenklage verstummt war, wurde der Hügel geschichtet, und zu Ehren des Bestatteten wurden Opferbrände und Schmäuse veranstaltet; Kohlen, Knochen, Pferdezähne und Topfscherben blieben liegen.

Der Ort ist in der That vortrefflich gewählt. Von der Höhe des Hügels aus hat man eine herrliche, weitumfassende Aussicht. Im Norden breitet sich die Altenau-Niederung mit ihren Dörfern aus, weiterhin erstreckt sich der waldige Elm, der in seiner ganzen Länge von Eucklum bis Schöningen hin sichtbar ist, während nach Osten der Blick über Verflingen bis nach dem Heeseberge schweift. Im Westen erhebt sich die Alße, und nur nach Süden hin, jenseit des Dorfes, wird die Aussicht durch den höheren Rücken verdeckt, der einen andern Hügel, den Möscheberg, trägt, von dem aus die Rundschau freilich noch großartiger ist.

Gewiß waren dem Toten als Ausstattung für das zukünftige Leben wertvolle Gaben mit in die Kammer gelegt, seine Waffen

aus Bronze, vielleicht war auch seine Kleidung aufs reichste verziert; gewiß hat dann die ausschmückende Sage später diese Schätze noch vermehrt, vielleicht hat sie auch hier, wie es sonst wohl geschehen, von einem goldenen Sarge geraunt. Wie dem auch sein mag, die Steinkammer versiel dem Schicksal, das über so viele andre Gräber gekommen ist, das selbst die so klug versteckten Ruhestätten ägyptischer Könige nicht verschonte: sie wurden ausgeraubt. Von oben her wühlten Räuber sich in den Hügel hinein, gruben tiefer und tiefer, bis sie endlich die Kammer erreichten. Dann zerschlugen sie die Decksteine, rissen die Gebeine heraus und schleppten die aus Liebe und Verehrung gespendeten Gaben achtlos von dannen. Gewiß war das edle Geschlecht, zu dessen Erinnerung der Hügel aufgeworfen war, erloschen, es waren auch sonst wohl wilde Zeiten gekommen, sonst hätte eine solche Freveltat nicht geschehen können.

Aber die Räuber haben sich durch ihre Grabschändung nicht nur an der Familie des Bestatteten vergangen, sie haben auch der Wissenschaft Abbruch getan. Vergebens fragt man: Wie lag der Tote gebettet? Welcher Art war der Schädel? Welcher Art waren die Beigaben? Lag nur die eine Leiche in dem Grabe, oder war vielleicht die Frau mit bestattet? Diese und andere Fragen sind nicht zu beantworten, und doch wäre, da die Zahl der Gräber aus dieser Zeit bei uns schon so gering ist, jede Auskunft von Wichtigkeit.

Die Grube, die die Frevler aufgewühlt, wurde wieder ausgefüllt, sei es, daß sie von nahewohnenden Leuten zugeschüttet wurde, sei es, daß Wind und Wetter die Seitenwände allmählich zum Einsturz brachten, genug, es wuchs das Gras darüber hin, wie über so manche andere Untat.

Jahrhunderte vergingen, wo von dem Hügel nichts berichtet wird. Im gleichmäßigen Wechsel zogen Sonnenschein und Sternenhimmel, Sommergluten und Winterstürme über ihm hin. Es mochten wohl 2000 Jahre vergangen sein, seit jener Zeit, wo man für die alten Vahlberger die Steinkammern errichtet und die Hügel aufgeworfen hatte, als er abermals geöffnet wurde. In einer reich begüterten Familie, die hier in der Nähe am Assewalde wohnte, starb die hochbetagte Mutter und Hausfrau — es mag im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gewesen sein —, und nun galt es für die Ihrigen, zu ihrer Ehre einen würdigen Platz als Grabstätte auszusuchen. Sie wählten dazu den uralten Hügel, der schon Gebeine aus zwei Zeitaltern deckte oder doch bis zu der Ausraubung bedeckt hatte. Von oben her gruben sie eine 2,20 m tiefe Höhlung und senkten den Leichnam hinein. Es muß wohl eine sehr begüterte Familie gewesen sein, und die

Tote hat gewiß in hohem Ansehen gestanden, das erkennt man nicht nur aus der Mühe und Sorgfalt, mit der man die Grube zurüstete, das beweisen auch die Beigaben. Die Brust der Toten schmückte eine Kette von blauen und gelben Perlen. An der Seite hing vom Gürtel ein eiserner Schlüssel herab, das bedeutungsvolle Zeichen für die Würde der Hausfrau. Von dem Reichtum der Verstorbenen zeugen auch die Schnallen und Riemenzungen aus vergoldeter Bronze, die die Strümpfe festhielten. Ein Topf enthielt Speise für die Wanderung nach dem Himmel. Noch andre Beigaben wurden gefunden: Stücke aus vergoldetem Bronzeblech, ein Ring, eine Kugel aus Eisen und andre kleine Sachen, deren Bestimmung vorläufig ungewiß ist.

Nachdem die Leiche beigesezt war, wurde ein großer Totenschaus veranstaltet; die Reste davon: Kohlen und Knochen fanden sich später vor. Darnach wurde die Grube wieder ganz zugeworfen.

Das Skelettgrab der Frau aus Kl.-Vahlberg ist besonders deshalb wichtig, weil aus dieser Zeit bis jetzt überhaupt keine Gräber vorhanden sind.

Und wieder kamen und gingen Jahrhunderte. Eine neue Zeit zog herauf. Mönche erschienen und predigten eine andre Lehre, bauten Kirchen und hingen Glocken in den Turm. Sie verboten auch, die Toten nach altem Recht zu begraben, besonders nicht im Heidenhügel, sondern nur bei der Kirche.

Der Hügel bekam später eine ganz unerwartete Bestimmung. Eines Tages erschienen Zimmerleute und errichteten oben darauf einen Galgen, dem dann natürlich auch die Missetäter nicht mangelten. Im Dorfe hielt der Gutsherr vom Edelhofe das hochnotpeinliche Halsgericht ab, und das hat wohl manch einem Buben zum Bunde mit des Seilers Tochter verholfen. Es war eigentlich grausam, die armen Kerle gerade hier aufzuknüpfen, wo sie noch einmal die herrliche Gotteswelt vor sich ausgebreitet liegen sahen. Aber es war damals Sitte so, denn die Richtigkeit sollte ja auch weithin gesehen werden, bösen Leuten zum warnenden Beispiel.

Dann ist auch der Galgen wieder abgerissen und ein Baum auf die Höhe gepflanzt worden, der auch dahin gehört. Der Name ist leider geblieben.

Für uns heute ist der Heidenhügel mit seinen Grabanlagen aus drei oder gar vier Zeiträumen von großer Bedeutung, insbesondere für die Siedelungskunde. Er zeigt uns, daß zu verschiedenen Jahrhunderten hier Menschen begraben sind, die zu ihren Lebzeiten auch hier in der Nähe gewohnt haben, zweifellos da, wo noch heute die Gehöfte liegen. Dann hat aber auch

das Dörfchen ein uraltes Dasein. Wenn die Flachgräber unter dem Hügel aus der Zeit um 2000 vor Christus herrühren, dann ist der Ort jetzt fast 4000 Jahre alt. Zwar gibt es Zeiträume zwischen den einzelnen Bestattungen, aber die Leute sind doch nicht gekommen, um nur dann und wann ihre Toten hier zu begraben und dann wieder abzuziehen. Sie haben vielmehr ständig an dieser Stätte gewohnt. Warum sollten sie auch den einmal gewählten Ort wiederholt verlassen haben? Lücken sind allerdings vorhanden, aber sie werden bei einiger Aufmerksamkeit gewiß durch Funde ausgefüllt werden.

Nähe am Dorfe an der Landstraße nach Remlingen liegt der Möscheberg, der so recht wie eine Hochwarte weithin die Gegend beherrscht. Auch der birgt gewiß noch vergessene Heldengräber! Und ringsum im Erdboden steckt wohl auch noch manches Stück aus der Heidenzeit; ja selbst wer gelegentlich eines Neubaus unter Söll und Herd graben wollte, würde noch manche Topfscherbe, manchen Mahlstein finden.

Aber wenn dergleichen auch nicht mehr ans Tageslicht kommen sollte, so bezeugt doch der Galgenberg allein schon das hohe Alter des Dorfes.

18. Die Krimmelburg.

Laß Dich nicht gelüsten Deines Nächsten Hauses, noch alles, was sein ist! Dies Verbot ist wohl eines der ersten, was in einem geordneten Gemeinwesen zur Geltung kommen muß. Doch so alt dies Gesetz ist, so alt ist auch die Erfahrung, daß es übertreten wurde, ebenso alt ist darum auch das Bestreben des Einzelnen, sein Hab und Gut selbst zu schützen. So zog der Bürger im Mittelalter um seine Stadt Mauern und Wälle, an den Grenzen seiner Feldflur warf er die Landwehr auf; der Anwohner der Schweizer Seen trieb Pfähle in den Grund und errichtete seine Blockhütte über dem Wasser. Allüberall sehen wir das Bestreben der Menschen, sich und ihre Familie samt dem Vieh zu sichern gegen Angriffe der Räuber unter den Tieren oder den Menschen.

Zu diesem Zwecke haben sich auch unsere Vorfahren Burgen geschaffen, nicht ein jeder für sich, sondern in gemeinsamer Arbeit für alle Volksgenossen. Wer indes heute von Burgen hört, denkt an feste Steinhäuser auf Bergeshöhe, an zinnengefrönte Mauern, an turmbewehrte Tore und an stolz aufragende Burgfriede, doch von dem allen hatten die alten

Bauernburgen nichts. Wenn man ihre Reste auffucht, darf man nicht Umschau halten nach verwittertem Steinwerk, nach verfallenden Türmen und gewölbten Kellern; was sich jetzt den forschenden Blicken darbietet, sind niedrige Erdwälle, die mancher schon für ehemalige Viehgehäge gehalten hat. Einstmals freilich war es anders, da waren die Wälle höher, die davorliegenden Gräben tiefer. Statt der sanft abfallenden Böschung stieg die Außenseite schroff in die Höhe und war wohl oft durch Pfähle und Holzwerk geschützt. Ihre Grundform ist verschieden, in ebenem Gelände meist kreisrund, wie die Bannerschanze bei Westerburg oder die Schalkersburg im Oder über Klein-Flöthe; auf Höhen aber paßt sie sich der Gestalt des Hügels an, wie die Hünenburg bei Watenstedt oder die Brunkelburg im Elme oberhalb Evessen.

Alle diese Befestigungen liegen noch jetzt oder lagen doch ehemals nicht auf freien, weitausschauenden Höhen, sondern im Walde. Von jeher ist der Wald die Zufluchtsstätte der durch Kriege geängsteten oder durch räuberische Überfälle bedrohten Landleute gewesen. Hat doch schon der deutsche Urwald die Germanen vor dem Schicksal bewahrt, gleich den Galliern von den Römern unterjocht zu werden. Und immer wieder, wenn Feinde einbrachen, Franken und Ungarn und Kroaten, ist der Wald ein sicherer Schutz der Dorfleute geworden. Ja selbst noch in der Franzosenzeit, wenn der Hornruf des Wächters auf den Kirchtürmen nahendes Kriegsvolk ankündigte, warfen sich die Bauern auf die Pferde und jagten dem Walde zu; da hinein wagte sich kein Franzmann.

Die großartigste von allen Bauernfesten ist die Krimmelburg am Reitling. Von Erkerode aus geht der Wanderer der Wabe entgegen ins liebliche Reitlingstal. Je weiter er nach Osten hin in den buchenreichen Elm hineinkommt, desto höher erheben sich die Talwände. Bei dem Vorwerke, dessen Mauern sich in dem Teiche spiegeln, liegt links der Burgberg, und die nach Süden zu steil abfallende Höhe trägt die Krimmelburg. Ihre Grundfläche, die sich der Gestalt des Geländes anpaßt, ist von unregelmäßiger Form. Die ganze Länge beträgt etwa 300 m, die Breite im Osten etwa 100 m, im Westen 50 m. Im Norden, wo die Klippe mit dem Bergkamme zusammenhängt, liegen zwei Wälle und doppelte Gräben; der innere Wall ist noch jetzt über 4 m hoch, der innere Graben 2,6 m tief. Weiterhin war nur ein Wall nötig, und an der steilsten Stelle fehlt auch dieser, da diese Seite schon von Natur vollkommen sicher war.

Diese alte Burg auf schroffer Höhe hat nicht allein gelegen, sondern sowohl unten im Tale, wie auch an den Bergabhängen, auf dem südlichen Höhenzuge, wie auch auf dem breiten Rücken oben finden sich noch Reste anderer Befestigungen.

Am Fuße der Krimmelburg und zwar da, wo der Weg zu dieser emporsteigt, liegt den Teichen gegenüber der Rest eines kreisrunden Wallles, innen von etwa 120 m Durchmesser, dessen größere, außerhalb des Waldes gelegene Hälfte jedoch jetzt eingeebnet ist. Die Anlage heißt der Worte- oder Wöhdegaren, und ist wahrscheinlich angelegt, um den Aufstieg zur Burg zu decken.

Der Krimmelburg gegenüber liegt auf der südlichen Höhe dicht über dem Tale die Brunkelburg. Ihre Grundfläche bildet ein langgestrecktes Dreieck.

Diese Burgen, Schanzen und Wälle sind schwerlich von Anfang an als ein zusammenhängendes Werk geplant gewesen. Das tief in die breite Masse des Elmes eingeschnittene Wabetal, dessen Bergabhänge in der Vorzeit von dichtem, undurchdringlichem Urwald bedeckt waren, war schon an und für sich ein natürlicher Schlupfwinkel für die Bewohner der weiterhin an der Wabe liegenden Dörfer. Vollkommen sicher aber waren die Flüchtlinge hinter den Wällen ihrer Burgen. Wie oft werden sie in gefahrdrohenden Zeiten immer wieder diesen Schlupfwinkel aufgesucht und die Befestigungen ausgebessert und erweitert haben! Durch neuere Grabungen ist festgestellt, daß die Wälle der Krimmelburg wiederholt erhöht und verstärkt worden sind. Wann die erste Schanze hier aufgeworfen ist, kann niemand sagen. Aufgefundene Scherben weisen die Burgen in die sächsische und fränkische Zeit, besonders in das 9. und 10. Jahrhundert, aber es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß schon in früheren Kämpfen das friedliche Tal den Bewohnern von Erkerode und Lucklum Schutz geboten hat. Wie wichtig die Befestigungen der Vorfäter den späteren Geschlechtern waren, geht daraus hervor, daß innerhalb der Hauptburg, wahrscheinlich zur Zeit der Ungarnnot, noch eine Befestigung, das Kastum, wie es heute genannt wird, aufgeführt wurde. Aber auch noch viel später müssen hier Menschen ihre Behausung gehabt haben, denn man hat nicht nur Ziegel- und Schieferstücke, sondern auch Scherben von Tongefäßen gefunden.

Jetzt ist es einsam hier oben. Die Burgwälle sind verfallen, und der von ihnen umschlossene Platz, wo einst der Lärm des Krieges ertönte, wo Frauen und Kinder sich ängstlich zusammen-drängten, liegt friedlich da, und der Wald hat wieder ungestörten Besitz ergriffen von der Stätte.

19. Über das Alter des Dorfes Watenstedt am Hees.

Vor einer Reihe von Jahren zog in Watenstedt ein junger Lehrer ein, um dort eine Schulstelle zu verwalten. Er hatte soeben die Prüfung bestanden und freute sich nun, in seinen freistunden das lesen und treiben zu können, wozu er besondere Neigung hatte, nämlich Landesgeschichte und Heimatkunde.

An dem Spätnachmittage eines sonnigen frühlingstages kehrte er von einem Ausfluge nach Kl. Dahlum zurück in sein Dorf. Als er auf dem Druwenberge war, da, wo die beiden Linden stehen, hielt er an und betrachtete das Bild, das sich vor seinen Füßen ausbreitete: die altersgraue Kirche mit ihrem breiten Turme, die Häuser und Höfe, die sich zur Niederung hinabziehen, die Landstraße, die samt der Eisenbahn an der Soltau entlang läuft, und drüben die blauen Berge des Harzes mit dem alten Brocken. Und überall emsiges Schaffen, fleißige Arbeit. Aus den Schornsteinen zog leise der Rauch in die Höhe, auf den feldern wurden die Rüben gerodet. Von ferne hörte er das Rollen des Bahnzuges.

Da kam dem jungen Manne da oben unter den Bäumen die frage in den Sinn: Wie lange schon siedeln hier die Menschen? Wie viele Jahrhunderte zieht der Pflug seine furchen durch den Acker? Wie alt ist das Dorf?

In der Meinung, die Antwort auf seine fragen im ersten Anlauf zu gewinnen, ging er hinab. Er las die Inschriften der Häuser und entzifferte die Jahreszahlen an den Balken, fand aber nichts altes, nur einmal fiel ihm die Jahreszahl 1734 auf. Zweifellos war die Kirche viel älter; wenn er auch an ihren Außenmauern keine Inschrift fand, so deutete doch die halbkreisförmige Apsis, wiesen die ehemaligen Rundbogenfenster auf die romanische Bauweise, also auf das 12. Jahrhundert, hin. Da nun das Dorf doch damals auch schon vorhanden gewesen sein mußte, so durfte ihm zweifellos ein Alter von mindestens 700 Jahren zugeschrieben werden.

Der Mann gab sich jedoch damit nicht zufrieden und meinte, vielleicht würden sich im Pfarrarchiv Urkunden erhalten haben, die wohl noch weiter zurückgingen. Aber da war nichts mehr vorhanden, jedoch erhielt er bei dieser Gelegenheit Mitteilung von den Ergebnissen neuerer forschung. Die Dorfkirche, die dem heil. Stephanus geweiht war, gehört zu den allerältesten im ehemaligen Bistume Halberstadt. Gegründet ist sie als Archidiafonatskirche von dem Bischofe Hildegim I., dem Bruder

Ludgers. Der fromme Mann wählte wahrscheinlich Watenstedt deshalb, weil dieser Ort dem Volke schon als heidnische Kultstätte vertraut war, denn es ließ sich erwarten, daß er auch in Zukunft auf die Bekehrten seine alte Anziehungskraft ausüben würde. Vielleicht war hier auch eine alte Gerichtsstätte, denn an den alten, den Göttern geweihten Plätzen fanden gar oft die Rechtsverhandlungen statt. Damit war der eifrige Forscher mit seiner Frage nach dem Alter des Dorfes bereits in die Zeit der Karolinger gekommen.

Aber er sollte unerwartet noch weitere Auskunft erhalten. Eines Tages fiel ihm ein Buch in die Hände, das von den Wanderungen und Siedelungen germanischer Stämme handelte, und darin fand er den Satz: Das Älteste, was ein Ort besitzt, ist sein Name, der ist viel älter als alle Urkunden und Pergamente. Und an einer anderen Stelle hieß es: Nun stammen aber die Ortsnamen, die auf — stedt ausgehen, aus der fränkischen Zeit, der Zeit, die etwa vom Ende der Völkerwanderung, vielleicht 486, bis zu dem Auftreten der Karolinger reicht. Damals also hatte ein Wato diese Stätte sich als Siedelung erkoren, die nach ihm den Namen erhielt. Demnach ist Watenstedt mindestens 1200 Jahre alt und war schon vorhanden, als Bonifazius im Hessenlande predigte.

Aber der junge Mann mochte sich auch damit noch nicht begnügen, sondern wollte noch mehr wissen. Wie sah es hier aus vor der Karolingerzeit? Was war hier, als die Herrschaft der Könige der Thüringer sich bis in diese Gegend erstreckte? Gab es hier am Bache gar keine Siedelung? Sprudelte der Quell, der aus dem Gipsfelsen hervorbricht, auf dem jetzt die Kirche steht, in Waldeseinsamkeit? Diese Fragen bewegten, ja beunruhigten ihn, da verschaffte ihm ein günstiger Zufall eines Tages eine überraschende Kunde.

Als er wieder einmal oben vom Druwenberge herab das Auge über die weite Landschaft schweifen ließ, bemerkte er in einiger Entfernung einen älteren Herrn, dessen Tun und Treiben ihm rätselhaft erschien. Mit einem derben Stocke stöberte er im frisch gepflügten Lande umher, bückte sich dann und wann, betrachtete das Aufgenommene mit Interesse und steckte es dann vorsichtig in die Ledertasche, die über seiner Schulter hing. Was mochte denn der da haben? Auf eine bescheidene Anfrage sagte der Fremde: Was ich hier suche? Scherben! Hier haben die Pflüger Urnen zerstört; sehen Sie, hier liegen noch mehr Stücke umher! — Haben denn diese Scherben Wert? — Ei, freilich! Bemerken Sie doch nur den zierlich gegliederten Rand und hier die fein ausgeführten Ornamente! — Wie kommen denn diese

Gefäße hierher? — Dies ist ohne Zweifel die Stätte eines Urnenfriedhofes. Hier haben die alten Watenstedter ihre Toten verbrannt, die mürben Knochen in die Urnen getan und dann beigesetzt. — Und wie alt sind diese Gefäße? — Nun, diese hier stammen aus dem dritten Jahrhundert. — Der Lehrer sah den Fremden unglaublich an. Ja, sagte dieser ganz gelassen, Sie sind nicht der Erste, der so fragt, und auch nicht der Erste, der mich zweifelnd ansieht. Aber es ist so. Jede Zeit hat ihr besonderes Machwerk und ihre eigenartigen Verzierungen, man muß nur die Sprache dieser unscheinbaren Dinge verstehen. — So ist das Dorf wohl noch älter, als gewöhnlich angenommen wird? — Ja, es müssen hier schon Leute gewohnt haben, als in Rom noch Kaiser regierten.

Derweil gingen die beiden Männer die Landstraße hinunter. Der Fremdling betrachtete die Kirche, sah die Quelle aus den Felsen hervorsprudeln, den Bach, der den Abhang hinunterfließt, blieb endlich stehen und sagte: Es sollte mich nicht wundern, wenn Ihr Dorf nicht noch viel älter wäre! Hat man hier nie Steingeräte gefunden, nie Ätze oder Meißel? Dabei holte er aus der Tasche so ein paar Geräte heraus. Ja, davon hatte der Lehrer allerdings schon gehört. Ein Arbeiter des Dorfes hatte eine durchlochte Ätze im Wandschranke liegen. Da geriet der Fremdling in Eifer, wollte das Stück sehen und erwerben, was ihm denn auch gelang.

An diesem Tage hörte der alte Herr auch noch von andern Urnenfunden, die in einem Garten unfern jener Quelle gemacht worden waren; ein Altertumsfreund, der in dem benachbarten Dorfe wohnte, hatte sie bereits erworben. Der Fremdling wollte jedoch die Fundstelle in Augenschein nehmen. Als nun die beiden Männer den Garten durchschritten, bemerkte das Auge des alten Herrn an der Wand einer Scheune einen merkwürdigen Stein. Es war eine etwa tischhohe Platte mit einem Loche darin, so groß, daß ein Mann hindurchkriechen konnte. Er betrachtete mit Aufmerksamkeit den Stein, maß ihn aus und zeichnete ihn in sein Notizbuch. Auf die Frage des Lehrers nach der Bedeutung des Steines, sagte der alte Herr: Ich bin meiner Sache noch nicht gewiß, werde aber bald wiederkommen und hoffe dann, Ihnen Bescheid sagen zu können.

Wirklich erschien der Fremde nach einigen Wochen wieder und holte sich die Altertümer, die der Lehrer inzwischen für ihn gesucht und gesammelt hatte: Wirtel, Scherben und mehr dergleichen, kehrte auch nach dem Lochsteine zurück, um ihn noch einmal zu untersuchen, wollte aber auch jetzt noch nicht mit der Sprache heraus.

Endlich schickte er einen Aufsatz, worin er nachwies, die Steinplatte sei das Giebelstück eines Familiengrabes gewesen und das Loch habe zum Hineinschaffen der Leichen gedient. Solche

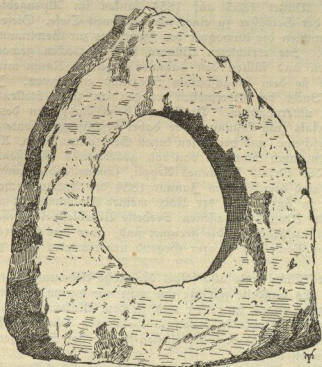


Abb. 22.

Stein mit Zugangsöffnung von einem zerstörten Skelettgrabe
aus Watenstedt.

Einrichtung habe nur die jüngere Steinzeit gekannt, und darum, so schloß er den Brief, den er beigegeben hatte, darum ist Ihr Dorf schon so viel Jahre vor Christi Geburt dagewesen, wie Jahre nachher vergangen sind; es ist zweifellos über 3000 Jahre alt. Helfen Sie, bitte, weiter suchen, dann werden sich immer mehr Beweise für das angegebene Alter einstellen!

20. Zwei Lehrer als Förderer vorgeschichtlicher Kunde.

Im Winter 1853 auf 1854 sanken im Alpengebiet die Spiegel der Gewässer zu einer nie gesehenen Tiefe. Diesen Umstand benutzten die Anwohner des Zürichsees zur Gewinnung von Neuland. Sie errichteten Mauern in dem trocken gewordenen Uferboden und füllten den dahinter liegenden Raum mit Erde aus, die sie dem benachbarten Seegrund entnahmen. In der kleinen Bucht bei Obermeilen wurden an zwei Stellen solche Arbeiten unternommen. Da kamen beim Ausstechen des Ausfüllmaterials zum Erstaunen der dabei beschäftigten Leute Pfähle zum Vorscheine, und bei diesen lagen Geräte aus Stein, Knochen und Horn, auch Scherben von roh gearbeiteten Gefäßen. Der Lehrer des Ortes, Johannes Aepli, sammelte die Funde aufs eifrigste und berichtete im Januar 1854 der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich: In der Nähe meiner Wohnung hat man in dem vom Wasser verlassenen Seebette Überbleibsel menschlicher Tätigkeit aufgehoben, die geeignet sind, über den früheren Zustand der Bewohner unserer Gegend unerwartetes Licht zu verbreiten.

Der Mann hatte also sofort die große Bedeutung der Funde erkannt. Es handelte sich für ihn nicht nur darum, einige Altertümer des Landes zu retten und in dem Museum aufzustellen, vielmehr sah Aepli in diesen unscheinbaren Dingen Urkunden, aus denen ein Bild von der ältesten Kultur des Schweizerlandes zu gewinnen war.

Auf den Bericht des Lehrers hin begab sich sofort eine Abordnung der genannten Gesellschaft an den Fundort in Obermeilen und überzeugte sich von der Richtigkeit der Ansichten Aeplis. Es wurden weitere Untersuchungen vorgenommen, und nun trat die Pfahlbauforschung ins Leben, die dann ein treues, klares Bild des Zustandes menschlicher Kultur und ihrer allmählichen Entwicklung gegeben hat.

Und wie hier am Gestade des Alpensees ein Lehrer die Veranlassung zu eingehender Arbeit auf vorgeschichtlichem Gebiete gab, so hat auch im meerumspülten Jütland ein Lehrer den Anstoß zu anderen eingehenden Untersuchungen gegeben.

Aus mancherlei vereinzeltten Beobachtungen hatte man in Dänemark geschlossen, daß bereits in der Steinzeit neben einer ausgedehnten Viehzucht auch Ackerbau getrieben worden war. An vielen Stellen war der Wald gerodet und niedergebrannt, und auf seinem ehemaligen Boden wogte Getreide. Doch in welchem

Umfange der Ackerbau getrieben wurde und welche Getreidearten man baute, war bis vor kurzem nur sehr mangelhaft bekannt. Da erfuhr diese Frage eine ungeahnte Lösung durch die Entdeckung, die ein Lehrer machte.

Im Jahre 1894 übersandte ein jütischer Dorfschullehrer, Frode Kristensen, dem Nationalmuseum in Kopenhagen ein verkohltes Weizenkorn, das er aus der Oberfläche eines prähistorischen Tongefäßes ausgelöst hatte, dazu einige Scherben desselben Geschirres mit Abdrücken von Körnern. Durch diesen merkwürdigen Fund wurde der Direktor veranlaßt, sofort eine umfassende Untersuchung aller Tongefäße der Vorzeit vornehmen zu lassen, um möglicherweise noch andere Reste von Getreidekörnern zu entdecken. Und wirklich, die Ausbeute an Kornabdrücken und an verkohlten Körnern aus allen Perioden der Vorzeit war überraschend groß. Aber wie waren denn diese Körner in den Ton hineingeraten? Dafür gab es eine doppelte Möglichkeit. Sie sind entweder beim Kneten der Masse auf einem Orte, wo Körner zerstreut lagen, oder bei der Bedeckung der Tonmasse mit Stroh, was noch heute in jütischen Töpfereien üblich ist, zufällig in den Ton geraten. Tausende von Topfscherben wurden untersucht, und da stellte sich mit Sicherheit heraus, daß schon in der Steinzeit, der Zeit, in der z. B. die Lüneburger Heide bei Helmstedt errichtet wurden, in Mitteleuropa Weizen, sechszeilige Gerste und Hirse gebaut worden ist.

Ein einigermaßen entwickelter Ackerbau bringt feste Niederlassungen mit sich, und auf solche weisen auch die großen Steingräber hin, die zur allmählichen Aufnahme zahlreicher Familienangehöriger bestimmt waren. Unsere Vorfahren sind also keine umherschweifenden Hirtenstämme gewesen, sondern saßen schon in der Steinzeit in festen Siedelungen.

So ist durch die Aufmerksamkeit dieser beiden Lehrer der vorgeschichtlichen Wissenschaft nicht unbedeutende Förderung zuteil geworden. Möge es auch bei uns nicht an Männern fehlen, die ein wachsameres Auge auf alle Bodenaltertümer haben, damit unser geringes Wissen durch neue Freude vermehrt werden kann!

21. Eine Ausgrabung.

Der Knecht kam und meldete, er sei mit dem Pfluge wieder auf Steine gestoßen. Sofort nahmen wir unser Arbeitszeug zur Hand und machten uns auf den Weg. Das neu aufgespürte Grab lag auf dem Plane „Grote Höckels“. Weil aber der Acker seit Jahrhunderten unter dem Pfluge gelegen hatte, war von

einer Erhöhung hier längst nichts mehr zu sehen. Wir ließen die Steine wegnehmen und stießen bald auf die Platte, die das viereckige Behältnis deckte, die Steinkiste, die aus großen, flachen Rogensteinen gebildet war. Aber ehe wir den Grabraum öffneten, räumten wir die übrigen Feldsteine weg, welche die Seitenwände der Kiste stützten, und bald stand diese völlig frei da. Winterstürme waren darüber hingezogen und laue Frühlingswinde, Wandersleute und weidende Herden, Pflug und Sense hatten hier oben ihr Werk getan, und niemand hatte von einem Grabe in der Tiefe etwas gewußt, — nun lag es da vor unseren Augen. Vorsichtig hoben wir die oberen Deckplatten ab, räumten langsam mit Blech- und Holzlöffeln die eingedrungene Erde fort und bemerkten bald den Boden einer umgekehrten flachen Schale, die als Deckel auf ein größeres Gefäß gestülpt war. Äußerst behutsam machten wir auch dieses frei, ließen es aber vorläufig ruhig stehen, damit die Wände austrocknen und hart werden konnten. Während der Zeit wurde das Grab gezeichnet und ausgemessen und seine Lage auf der mitgebrachten Flurkarte genau eingetragen. Dann unwickelten wir die Urne mit Gazebinden, hoben sie hoch und stellten sie in einen mit Wolle gefüllten Weidenkorb, der mittlerweile herzugebracht war. Da wir noch mehrere Gefäße vermuteten, so wurde langsam weitergescharrt, und wirklich trafen wir in der Steinkiste noch zwei Henkeltöpfe an, die mit Erde gefüllt waren; auch diese konnten, ohne daß sie zerbrachen, herausgeschafft werden. So lag das Grab wieder offen da, wie es vor drittehalb Jahrtausenden errichtet war, und die Sonne schien wieder hinein, wie damals. Was aber in jenen längstvergangenen Tagen liebende Hände der trauernden Angehörigen dem Toten mitgegeben hatte, das wurde nun von wißbegierigen Sammlern weggeführt. Schon war die Sonne dem Untergange nahe, als wir mit den ausgegrabenen Schätzen den Hof wieder erreichten. Hier wurde nun zunächst ein Fundbericht verfaßt und dann das große Gefäß, die eigentliche Graburne, geleert. Mit größter Vorsicht nahmen wir die Erde heraus und kamen dann auf die Brandreste: Knochensplitter, Schädelstückchen und Gelenkköpfe, die Überbleibsel des Toten, der auf dem Scheiterhaufen verbrannt war. Zu unserer großen Freude fanden wir zwischen den Resten auch Bronzesachen, eine gebogene Nadel mit zierlichem Kopfe und ein breites Messer, dazu noch einige Perlen, denn man hatte den Toten mit seiner Kleidung und seinem Schmuck den Flammen übergeben. Diese Beigaben sind nicht heimische Erzeugnisse, sondern Arbeiten fremder Handwerker; die Bronzestücke glichen völlig denen aus den Pfahlbauten der Westschweiz und sind wahrscheinlich durch

wandernde Händler hierhergebracht, die Perlen sind sogar ägyptische Ware und durch seefahrende Handelsleute, vermutlich waren es Phönizier, an die Nordküste des Adriatischen Meeres geschafft. So werfen diese unscheinbaren Gegenstände einiges Licht auf die Verkehrsverhältnisse der vorgeschichtlichen Zeit. Jene der Urne zugesellten Henkeltöpfe aber, die jetzt leer sind, waren einst mit Speise und Trank gefüllt, mit der Wegzehrung, die der Tote auf seiner Wanderung zum Jenseits nötig hatte. Man erkennt also aus dieser Sitte, wie auch damals die Hoffnung auf ein ewiges Leben das Herz der Menschen erfüllte.

Die Urne aber samt den Beigefäßen und den Grabgaben kam nachmals mit allen den Schätzen, die schon vorher dem Erdboden enthoben waren und noch später gefunden wurden, ins Herzogl. Museum zu Braunschweig.

22. Wie man vorgeschichtliche Altertümer behandeln soll.

Es gibt viele Leute, die sind in dem irrigen Glauben befangen, ein gutes Werk getan zu haben, wenn sie ein Steingerät oder ein Bronzestück aufheben und mitnehmen, oder wenn sie eine Urne ausgraben und auf ihren Bücherschrank stellen; sie meinen, um anderes brauche man sich dabei nicht zu kümmern. Dieser Aberglaube hat der Wissenschaft vielen Schaden getan, denn es gibt in Museen und Sammlungen manche Fundstücke, die eben nur da sind, von denen man aber weiter gar nichts weiß. Diese sind für die Vorgeschichte völlig unbrauchbar. Wer irgend ein altes Stück aufnimmt, muß zunächst und vor allen Dingen den Fundort genau feststellen. Es handelt sich dabei nicht nur um die Feldmark im allgemeinen und die Bestimmung nach der Himmelsgegend, es muß auch der Name der Flur oder der Wanne und der des Grundbesitzers angegeben werden. Kann der Ort vielleicht mit Hilfe eines Weges, eines Baches, eines Vermessungssteines noch genauer bestimmt werden, um so besser. Auch ist es nötig mitzuteilen, bei welcher Gelegenheit der Fund zutage getreten ist, z. B. beim Anlegen von Spargelbeeten, beim Ziehen von Gräben usw.

Diese Fundumstände sind natürlich auch zu vermerken, wenn es sich um Urnen handelt, und hier um so mehr, weil solche ja selten allein stehen, sondern meist zu Friedhöfen vereinigt sind. Was sonst dabei zu beobachten ist, ist in dem Berichte über eine Ausgrabung angedeutet (Seite 55). Dieser Aufsatz soll aber nicht

dazu verleiten, solche Aufdeckung ohne Not vorzunehmen, das muß stets den Fachleuten vorbehalten bleiben. Wenn trotzdem dieser Abschnitt nicht unterdrückt ist, so geschah es im Hinblick auf den Umstand, daß der Pflüger nicht selten auf Urnen stößt, die, weil die Arbeit keine längere Unterbrechung zuläßt, sofort gehoben werden müssen. Dabei kann die Befolgung der dort gegebenen Winke von Nutzen sein. Besonders müßte auf folgende Punkte geachtet werden: Wie tief steht die Urne? Befindet sie sich in einer Steinkiste? Ist sie von Steinen umgeben, oder steht sie ganz frei in der Erde? Womit ist sie zugedeckt? Finden sich zur Seite Beigefäße oder sonstige Sachen? Da das Ausleeren oft sehr schwierig ist, so unterbleibt es besser. Muß es dennoch geschehen, so ist mit großer Vorsicht zu verfahren, weil kleine Beigaben, besonders Eisensibeln, leicht zerbrechen. Auch ist darauf zu achten, daß alles beieinander bleibt, was zusammen gehört hat. Geht das Gefäß in Trümmer, so sind die Scherben allesamt aufzunehmen. Ein Fundbericht ist unerläßlich. Ohne einen solchen ist das Gefäß wertlos.

Wie gedankenlos oft verfahren wird, soll ein Beispiel zeigen. In der Nähe eines Dorfes bei Wolfenbüttel waren Urnen gefunden worden. Sie kamen in den Besitz eines Mannes, der kleine Zettel mit der Angabe der Fundstelle daranfleckte. Nach Jahr und Tag gingen sie in das Eigentum eines anderen Herren über, der sie als Zierat auf sein Prunkbört stellte, zuvor aber die notwendigen Zettel ablöste. Nun weiß niemand mehr, woher sie stammen. Es ist ungefähr so, als wenn jemand ein altes, wertvolles Bildnis besitzt, das auf seiner Rückseite den Namen des dargestellten Mannes und die Jahreszahl trägt, diese Bezeichnungen aber tilgt. Das Gemälde büßt dadurch einen großen Teil seines Wertes ein.

Sollten irgendwo Skelettgräber, die leider ja so sehr selten sind, entdeckt werden, so ist davon den zuständigen Stellen Nachricht zu geben, denn die Ausgrabung kann nur von kundigen Händen geschehen.

Nur wenn in jedem einzelnen Falle in der angedeuteten Weise verfahren wird, kann der Fund gerettet und so für die Wissenschaft von Nutzen werden, nur dann kann er wertvolle Aufschlüsse über das Leben unserer Vorfahren in vorgeschichtlicher Zeit geben.

23. Ein kurzer Überblick über die Vorgeschichte.

Es hat eine Zeit gegeben, da verfertigte der Mensch hier zu Lande seine Geräte, Werkzeuge und Waffen aus Holz, Knochen und Hirschhorn, besonders aber aus Stein. Die Frauen formten aus Ton Geschirr verschiedenster Art, verzierten es häufig mit tiefen Eindrücken und Stichen und füllten diese dann mit einer weißen, kalkartigen Masse aus. Die Menschen trieben Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Fischfang und lebten in Wohnungen, die oft gesellig vereint nebeneinander lagen, oft aber auch abgesondert und zerstreut das Land bedeckten. Ihre Toten begruben sie in Gräbern, die aus Steinplatten gebildet oder aus geschichteten Steinen hergestellt waren, wie solches bei Neindorf, Gr. Biewende und Ahlum geschehen ist. Angesehene Geschlechter errichteten aus Steinblöcken Familienbegräbnisse, wie z. B. die Lössensteine. Dem Toten wurden Waffen und Werkzeuge mitgegeben, Gefäße mit Speise und Trank ihm zur Seite gestellt, damit er nicht mangelhaft und dürftig zu den lichten Höhen aufzusteigen brauche, vielmehr wohl ausgerüstet und reich begabt.

Wie viele Jahrhunderte diese Steinzeit gedauert hat, weiß niemand. Dann verbreiteten sich allmählich von südlichen Ländern her die Metallwaren über das Land, anfangs Sachen aus Kupfer, wie die doppelschneidige Art von Börsum, dann Bronzegeräte: breite Dolche, Schwerter mit weidenblattartiger Klinge, Fibeln zum Zusammenhalten der Kleider, Nadeln für das Haar, Ringe jeglicher Art zum Schmuck der Arme, der Finger und Knöchel, Arte für die Bearbeitung des Holzes und noch viele andere Sachen. Auch Perlen aus dem fernen Ägypten wurden eingeführt.

Im Verlaufe dieser Bronzeperiode, deren Anfang von nordischen Forschern um das Jahr 2500 vor Chr. angesetzt wird, trat auf dem Gebiete der Totenbestattung eine tiefeingreifende Änderung ein: der Verstorbene wurde nicht mehr nach früherer Weise in den Grabraum hineingebracht, sondern die Leiche wurde verbrannt, die Brandreste aber samt Beigaben wurden in eine Urne getan, die dann, mit kleineren Gefäßen umgeben, ihren Platz in einer aus Steinplatten hergerichteten Kiste fand.

Danach, etwa ums Jahr 1000 vor Chr., kam auch das erste Eisen, wahrscheinlich aus Gallien, ins Land, wurde aber anfangs nur zu Schmuckstücken verwandt, während Werkzeuge und Geräte aus Bronze und Stein noch lange im Gebrauch blieben. Aus dieser jüngeren Bronzezeit stammen die Urnenfelder von Beierstedt und Jerxheim.

Durch die Kelten gelangte das Eisen zu immer weiterer Verbreitung und zu größerer Verwendbarkeit, und so zog endlich eine neue Zeit herauf: die vorrömische Eisenzeit, die die letzten fünf Jahrhunderte vor Christus umfaßt. Auch in den Gebräuchen der Totenbestattung trat in dieser Zeit eine Veränderung ein, die Steinkisten verschwanden, die Urnen wurden frei in den Boden gesetzt, höchstens von Feldsteinen umgeben und gestützt, manchmal auch wohl in Kämmerchen aus Steinen. Urnenfelder, die dieser Zeit zugeschrieben werden, sind bei Lauingen, Gr. Steinum und Ahlum entdeckt. Sie bezeugen, daß die Bevölkerung in geschlossenen Dörfern wohnte.

Die nächsten Jahrhunderte weisen an den Tongefäßen, den Schmuckgegenständen mancherlei Einflüsse römischer Vorbilder auf, ja es sind auch Erzeugnisse römischer Werkstätten selbst noch vorhanden. Dahin gehört z. B. das Bronzebecken von Weddel und die Bronzeanne von Lucklum. Auch Einschlagkämme, Münzen, Perlen und Löffel wurden eingeführt. Später, etwa vom dritten Jahrhundert an, drangen Sachen ein, die gotische Einwirkungen zeigen. Noch immer wurden die Toten verbrannt und ihre Urnen auf Friedhöfen beigesetzt. Von diesen sind Weddel und Lucklum zu nennen, während die Urnenfelder von Watenstedt am Hees, von Drütte, Cremlingen, Wolfenbüttel und Eelm-Räbke aus etwas späterer Zeit stammen. Nur vereinzelt fand sich im Hainholze bei Helmstedt ein Skelettgrab, wohl eine Folge römischen Kultureinflusses. Man kann diese fünf Jahrhunderte als römische Periode und Völkerwanderungszeit bezeichnen.

Eine neue, die sächsische Zeit, beginnt mit dem Ende der Völkerwanderung und reicht bis zur fränkischen Eroberung. Aber merkwürdigerweise ist dieser letzte, jüngste Teil der Vorgeschichte ganz arm an Funden, nur bei Hohnsleben unfern Schöningen ist ein Gräberfeld mit Skeletten entdeckt. Daß aber unsere Vorfahren, die Ostfalen, ihre Toten nach wie vor verbrannt haben, das beweist jener Absatz des Capitulare de partibus Saxoniae, des von dem fränkischen Eroberer 782 erlassenen Gesetzes, worin er den unterjochten Sachsen zuruft: Wenn jemand den Leichnam eines Menschen nach der Sitte der Bauern verbrennen läßt und die Knochen desselben zu der Asche hinzutut, so wird er mit dem Tode bestraft werden! — Damit schließt die Heidenzeit, damit auch die Vorseichte.

Stolzenberger



Schnellhefter.

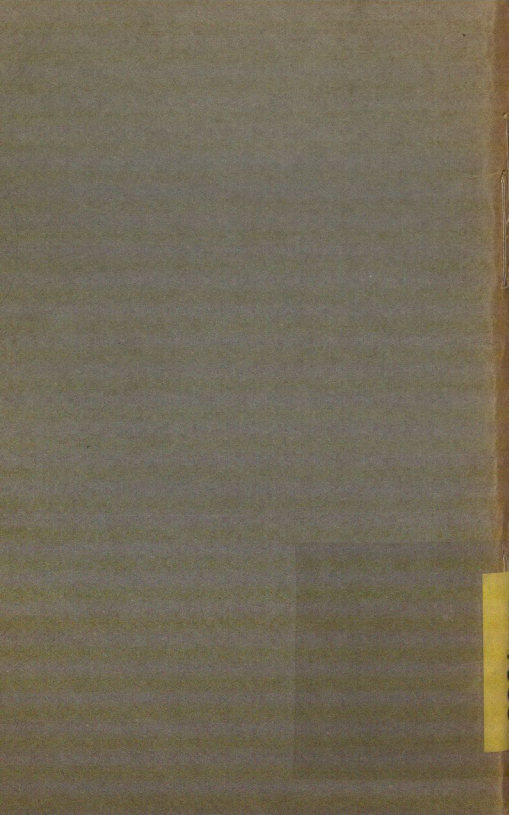
Suum

Fabrik-Markens

cuique

No.

Издатель



KODAK GRAY SCALE

C

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

00 .10 .20 .30 .50 .70 M 1.00 1.30 1.60 B 1.90



black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

yellow

green

KODAK COLOR CONTROL PATCHES

These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.